

Weiter Schreiben Texte des Jahres

2025

**Weiter Schreiben
Texte des Jahres**

2025

Inhalt

Vorwort	5
Atefe Asadi: Ein Klage lied aus Eis	9
Abdul Wahid Rafee: Der Mullah will sein Geld	16
Mahtab Yaghma: Der ungeschriebene Brief	24
Asma Kready: Eine andere Berührung	26
Ahmed Awny: Berlin überragend	28
Mazda Mehr gan: Für Papá	38
Awadalla: Ululieren ist ein Schreien, das tanzt	40
Asma Kready: Weil die Liebe Zeit braucht	44
Atefe Asadi: Die Puppe	47

Abdul Wahid Rafee: Eine Bekannte aus einer fernen Stadt	53
Awadalla: Ich denke immer an Rückkehr	59
Mazda Mehrgan: Entbehrung	62
Ahmed Awny: Eine Nacht für den Anführer	64
Mahtab Yaghma: Arten der Umarmung	71
Briefe	
Francesca Melandri & Shamsia	75
Yael Inokai & Tamanna Easar	96
Judith Hermann & Zaheda	118
Impressum	144

Vorwort

Fremde, Angst, Integration

Aus dem afghanischen Persisch von Bianca Gackstatter

Vor genau drei Jahren setzte ich meine Füße zum ersten Mal auf deutschen Boden und wurde zur Verzweiflung getrieben von der Frage, wer ich hier eigentlich bin. In der Heimat hatte ich mir als Dichterin und Rebellin einen Namen gemacht, doch wer war ich hier? Wie lange würde es dauern, bis ich eine gemeinsame Sprache mit den Menschen in Deutschland und Anschluss an die Literaturszene finde? Die vielen Unsicherheiten trieben mich in Einsamkeit und schwere Depressionen. Mein Blick in die Zukunft war unbestimmt und düster. Ich stellte mir vor, dass ich lernen, arbeiten und mein Bestes geben würde. Doch es blieb mir ein großes Rätsel, wie ich in dieser völlig neuen Umgebung meiner Berufung als Schriftstellerin folgen, mit den Lesenden und Schreibenden hier ins Gespräch kommen könnte.

Ein Jahr später begann ich meine Zusammenarbeit mit *Weiter Schreiben* – das veränderte alles.

Als mich die Projektleitung kontaktierte und mir mitteilte, sie würden gern einige meiner Gedichte übersetzen, konnte ich mir gar nicht vorstellen, wie meine Gedichte wohl auf Deutsch klingen würden. Ich hatte keine Idee, wie ich als Dichterin in dem neuen sprachlichen Umfeld meinen Platz finden könnte. Alles war ungewiss. Wie benommen begann ich meine Zusammenarbeit mit *Weiter Schreiben*.

An dem Tag, an dem mir online meine Tandempartnerin vorgestellt wurde, sah ich eine fröhliche, freundliche und höfliche Frau, aber wieder trieben mich Fragen um: Worüber kann ich mich mit dieser Frau verbinden? Was könnten wir gemeinsam haben – ich, aus einer strengen Tradition, Mörsern und Schießpulver hervorgegangen, und sie, die wahrscheinlich in materieller, körperlicher, sexueller und seelischer Sicherheit gelebt hat.

Mein Geist war umgeben von Mauern und ich fühlte wieder diese Einsamkeit und Entfremdung von der Gemeinschaft. Nirgendwo fühlte ich mich zugehörig, nirgendwo zu Hause.

Ein paar Monate später lud mich *Weiter Schreiben* zu einer Lesung ins Berliner Brücke-Museum ein. Es war, als würden wir alle uns schon jahrelang kennen. Die Mauer der Isolation und Einsamkeit, die ich um mich herum errichtet hatte, fing an zu bröckeln. Am folgenden Tag traf ich meine Tandempartnerin zum ersten Mal persönlich – die liebe Uljana Wolf, eine schlanke, freundliche Frau, schlicht und geschmackvoll gekleidet. Wir haben uns mehrere Stunden lang unterhalten und ich war ganz überrascht: Wie war es möglich, dass ich mich einer Frau, deren Sprache ich kaum verstand, so nahe fühlte?

„Texte über die Nacht“ – so lautete der Titel für die literarische Korrespondenz zwischen Uljana und mir. Dieser Austausch war wirklich bemerkenswert. Ich stellte nämlich fest, wie schön die Unterschiede zwischen zwei Gedankenwelten sein können und wie viel schöner sie noch sind, wenn sie nebeneinander bestehen. In dieser Korrespondenz lernte ich Uljanas tiefgründige und poetische Denkweise kennen.

Aber auch andere Ereignisse boten mir Anlass zur Freude. Bei *Weiter Schreiben* traf ich Menschen, die inzwischen zu meinen liebsten Freund*innen in Deutschland geworden sind. Endlich fühlte ich mich nicht mehr so fremd.

Eines Tages traf ich mich mit Uljana in einem Berliner Café. Stundenlang sprachen wir über Kindheit, Leid, Elternschaft, Frausein, Mutterschaft und Hoffnung. Vor allem über die Hoffnung. Als wir das Café verließen, galt mein innerer Dank *Weiter Schreiben*, dafür, dass sie mich mit Uljana bekannt gemacht haben. Inzwischen ist sie nicht mehr nur meine Tandempartnerin, sondern auch eine Freundin. Eine Frau, die meine Sprache und meine Gedankenwelt versteht und mir im Denken und Fühlen nähersteht als viele Menschen, die meine Sprache sprechen.

Weiter Schreiben weckt in mir ein Gefühl von „Zu Hause“. Alle Menschen dort sind unglaublich freundlich, der Umgang miteinander ist geprägt von Liebe und Respekt. Dieser Ort hat viele Mauern in meinem Inneren eingerissen – Mauern des Exils, der Einsamkeit, der Isolation und des Gefühls, nirgends dazuzugehören. Jetzt fühle ich mich als Teil der Welt, aber mein Zuhause ist hier.

Die Begegnungen mit anderen Literaturschaffenden, die ebenfalls Krieg, Migration und Einsamkeit erlebt

haben, stellen eine weitere Bereicherung für mein Leben dar, die *Weiter Schreiben* ermöglicht hat.

Obwohl meine sprachlichen Fertigkeiten mitunter immer noch nicht ausreichen, um alle Feinheiten zu erfassen, kann ich doch die Gedichte und die Anliegen von Poet*innen aus anderen Ländern hören und fühlen.

Ich bin sehr froh, *Weiter Schreiben* kennengelernt zu haben, und umso glücklicher, dass zum ersten Mal ein Buch mit den diesjährigen Veröffentlichungen erscheinen wird. Es ist mir eine große Ehre, das Vorwort dafür verfassen zu dürfen. *Weiter Schreiben* hat meinem künstlerischen und literarischen Leben wieder einen Sinn verliehen – für diese besondere Erfahrung bin ich unglaublich dankbar.

In Liebe und Dankbarkeit

Mazda Mehrgan

Atefe Asadi: Ein Klagegedicht aus Eis

Aus dem Persischen von Bianca Gackstatter

Bald muss ich zurückkehren. Muss, muss, unbedingt. So schnell ich kann, radle ich zum Haus meiner Cousine. Ich habe einen roten Eimer an meinen Lenker gehängt. Die Tante hat ihn voll mit Eis gemacht. Dann hat sie selbst eine Kühlbox voll Eis genommen, sich den Schleier über den Kopf gezogen und ist zu unserem Haus gerannt. Oh Gott, oh Gott, hoffentlich ist es nicht schon zu Wasser geworden, wenn ich ankomme. Ich hätte überhaupt nicht hierherkommen sollen. Mama hat gesagt, ich soll in der Nähe bleiben. Das Haus meiner Cousine ist ein bisschen weiter weg. Ihre Gasse ist voller Schutt. Aber in unserer Straße liegt noch mehr Schutt und Geröll herum. Ich passe auf, dass ich drumherum fahre. Oh du lieber Gott, bitte verzeih mir, dass ich beim Fahrradfahren einen Rock an habe. Es tut mir leid, dass ich mein Wort nicht gehalten habe und wieder aufs Fahrrad gestiegen bin.

Mama hat gesagt, dass ich schnell zurückkehren soll. Ich konnte nicht zu Fuß gehen.

Ich lege meine Hand auf die Klingel. Sie klingt genauso wie Ismaels Papagei. Schon seit dem Morgen rupft sich Ismaels Papagei die Flügel aus. Die Cousine schaut aus dem Fenster herunter, den weißen Schleier über dem Kopf. „Was gibt's Zeinab? Bist du auf großer Mission?“

Ich sage: „Hallo. Mama fragt, ob du Eis hast.“

Die Cousine kommt runter, zwei rechteckige Eiswürfelbehälter in den Händen. „Grüß dich, eitles Fräulein. Wo ist dein Kopftuch? Hast du dich erst für die Party hübsch gemacht, bevor du an die Arbeit gehst? Maschallah!“

Da fällt mir ein, dass ich ja gar nicht mein weißes Kopftuch übergezogen habe. Oh du lieber Gott, bitte, bitte hänge mich deswegen nicht in der Hölle an meinen Haaren auf. Die Cousine sagt: „In diesem Aufzug hat deine Mutter doch hoffentlich keine Gäste gehabt? War denn viel los in eurer Straße?“

Ich sage: „Danke dir. Tschüss.“

Sie sagt: „Was heißt hier ‚tschüss‘? Du hast das Eis doch überhaupt nicht genommen. Wenn euer Kühlschrank kaputt ist, sag deiner Mutter, dass sie Fleisch und Hühnchen hierherbringen kann, damit es nicht anfängt zu stinken und schlecht wird. In meinem Gefrierschrank ist noch Platz. Und vor allem: Zieh dir eine Hose an, eitles Fräulein.“

Dann wirft sie die Eiswürfel in den Eimer, der an meinem Lenker hängt. Ich mache kehrt, um nach Hause zu radeln, denn ich muss ja bald da sein. Muss, muss, unbedingt. Irgendwo höre ich die Stimme der Cousine, die so was sagt wie: Geh nicht allein durch die Straße, oder ich weiß nicht was. Ich trete so schnell in

die Pedale, dass ich es nicht genau höre. Lieber Gott, du hast doch gesehen, dass ich, außer heute, als ich ein paar Gebete nachholen musste, immer pünktlich gebetet habe. Du hast doch selbst gesehen, dass ich beim Wettbewerb zu unseren Schulregeln den ersten Preis gewonnen habe. Mama hat gefragt: „Was soll ich dir zur Belohnung kaufen?“ Ich habe gesagt: „Eine von diesen grünen Gebetsketten.“ Ismael hat gelacht und gesagt: „Zerbrich dir nicht so den Kopf, Zeinab. Nicht, dass er noch ein Loch kriegt und dein Gehirn rausfällt.“ Ich habe geantwortet: „Aber der Lehrer sagt, wenn man sich lange niederwirft, schreiben die Engel einem etwas gut.“

Unterwegs komme ich an Sohails Haus vorbei. Mama hat gesagt, ich soll überall nach Eis fragen. Und dass ich mich beeilen soll. Ich bin rausgegangen auf die Straße, während sie alle Klingeln unseres Wohnhauses gedrückt und gefragt hat: „Habt ihr Eis?“ Ach, hoffentlich springt Sohail gleich ruckzuck runter und bringt mir Eis! Mama sagt, ich soll nicht wie ein Junge sprechen. Mama sagt, ich soll nicht „ruckzuck“ sagen. Bald werde ich nämlich nicht mehr Fahrrad fahren und nicht mehr auf der Straße mit den Jungs Fußball spielen. Der Imam an unserer Schule sagt: „Ihr Mädchen seid Engel. Ihr seid so rein wie Blumen. Ist es nicht eine Verschwendung, mit Fremden zu sprechen, beschmutzt zu werden und zu verwelken?“ Als ich das Ismael erzählt habe, hat er laut gelacht. Mama hat ihn gefragt: „Was gibt's da so zu lachen?“ Ismael hat nichts mehr gesagt. Später hat er mir heimlich zugeflüstert, dass ich überhaupt nicht auf diese Worte hören soll. Er hält nämlich nichts von diesem Jungen-Mädchen-Gerede und sagt, wir sind alle Menschen und können miteinander befreundet sein, ohne dass

jemand beschmutzt wird oder jemand anderen in die Hölle bringt. Ich weiß, dass Ismael nicht lügt. Aber lieber Gott, ich habe große Angst vor dir. Ich verspreche dir, dass ich nicht noch einmal beschmutzt werde. Ich werde mein Fahrrad direkt in den Keller bringen. Und ich werde auch nicht mehr mit Sohail spielen.

Wie immer pfeife ich, damit Sohail schnell runterkommt. Als ich einmal auf der Straße gepfeifen habe, hat Mama geschimpft: „Du lieber Gott, wenn du das noch einmal machst, wird dein Mund voller Blut sein!“ Lieber Gott, ich werde nie wieder gegen den heiligen Koran verstoßen. Ismaels Papagei hat gelernt, genauso zu pfeifen wie ich. Er hat sich selbst verstümmelt, indem er sich seine Federn ausgerupft hat. Mama sagt immer: „Was will denn dieses Tier mit den zwei Wörtern, die es gelernt hat?“ Ismael sagt: „Warte mal ab.“

Sohail springt von der Balkonkante herunter und ruft: „Zeinab! Wollten wir heute nicht Fußball spielen? Meine Mama sagt, dass es jetzt zu gefährlich ist, auf der Straße zu spielen.“

Ich sage: „Sag deiner Mama, dass meine Mama fragt, ob ihr Eis habt.“ Ruckzuck kommt Sohail nach unten. Als er den Eimer sieht, fragt er: „Wofür ist denn das ganze Eis?“ Dann erscheint seine Mutter auf der Treppe. Unter ihren Augen ist irgendwas Schwarzes, als hätte sie gerade geweint und als wäre die Farbe, mit der sie immer ihre Augen umrahmt, verlaufen. Sie ruft: „Zeinab, Zeinab! Warum bist du denn in dieser Situation alleine hergekommen? Deine Mama hat mich gerade angerufen und es mir erzählt. Ich fülle gleich zwei Kühlboxen mit Wasser und stelle sie in die Gefriertruhe im Keller. Sohails Vater bringt das Eis dann zu euch nach Hause, ok? Alles gut, meine Kleine? Alles gut bei dir?“

Ich sage: „Alles gut“ und fange fast an zu weinen. Das Eis im Eimer schmilzt schon. Ich will nicht mit leeren Händen ankommen. Also fahre ich schnell, schnell nach Hause. Es riecht nach verschmortem Kabel. An Türen und Mauern wurde mit schwarzem Spray irgendwas hingeschrieben. Auf der Straße liegen überall Schutt und zerbrochene Ziegelsteine. Ich muss aufpassen, dass ich meine Reifen nicht kaputt mache. Aber irgendwie fahre ich doch über einen drüber und falle hin. Mein Rock weht in die Luft. Hoffentlich kommt gerade kein Fremder vorbei. Mein Eimer fällt auf den Boden. Eis fällt heraus auf die Straße. Mein Knie ist aufgeschürft und brennt. Mein Ellbogen ist auch aufgeschürft. Von Weitem höre ich Sirenen. Gleich breche ich in Tränen aus, aber ich beiße mir auf die Lippen, um nicht zu weinen. An dem Tag, als Ismael die Stützräder von meinem Fahrrad abmontiert hat, hat er zu mir gesagt: „Du bist jetzt groß, Zeinab, du kannst alleine fahren!“ Aber ich bin immer noch ein Kind. Immer noch ein Kind. Ich kann immer noch nicht alleine fahren und bin kurz davor, zu weinen und mich vor den anderen zu blamieren. Ismael sagt: „Es ist egal, ob man klein oder groß ist. Zu weinen ist nichts Schlimmes. Ich weine immer, wenn ich ein trauriges Lied höre. Ich weine, wenn sich mein Papagei am Fuß verletzt. Ich weine, wenn ich die Nachrichten sehe. Ich weine, wenn ich abends ein Buch lese. Ich weine, wenn ich mir auf dem Computer einen Film anschau. Ich weine richtig doll.“ Aber ich kann es nicht. Ich kann einfach nicht. Herr Akbar Barqi streckt den Kopf aus seinem Laden. Er lässt die Rollläden halb herunter. Aus dem Laden hört man das Gezwitscher der Kanarienvögel. Ismael hat gesagt, im Sommer holen wir einen Kanarienvogel und ziehen ihn zusammen auf. Mama hat

gesagt: „Nein. Wir haben mit diesem Papagei schon genug zu tun. Warum suchst du dir nicht einfach ein anderes Mädchen zum Spielen? Das kann doch keine Kunst sein.“ Was sollen wir nur mit Ismaels Papagei machen, der sich Stück um Stück die Federn ausrupft? Wohin sollen wir ihn bringen, damit er wiederhergestellt wird? Herr Barqi fragt: „Was ist passiert, Zeinab? Oh, oh, wo ist denn deine Hose? Du bist doch schon eine junge Frau. Was hast du denn da dabei?“

Ich putze mir die Nase, stehe auf und gehe. Ich schäme mich, dass Herr Barqi meine Beine sehen kann. Ich will nicht weinen, aber es geht nicht, es geht nicht, es geht einfach nicht. Ich sage zu Herrn Barqi: „Hallo. Ich habe Eis dabei.“

Bestimmt wird Mama furchtbar mit mir schimpfen. Sie wird sagen, ich hätte nicht so weit gehen dürfen. Ich hätte nicht das Fahrrad nehmen dürfen. Ich hätte keinen Rock tragen dürfen. Sie wird fragen, wo mein Kopftuch ist. Ob sie mir nicht aufgetragen hätte, in unserer Straße zu bleiben. Oh lieber Gott, bitte lass uns uns miteinander versöhnen. Herr Barqi kratzt sich mit dem Spannungsprüfer, den er in der Hand hält, am Kopf und fragt: „Eis wofür?“

Ich sage: „Also Mama hat gesagt, dass die Polizisten ihn stehlen. Deshalb haben wir ihn heimlich zu uns nach Hause gebracht. Heute Morgen war in unserer Straße die Hölle los. Haben Sie nichts mitbekommen? Meine Mama hat gesagt, wir wollen ihn vorerst zu Hause lassen. Wir lassen nicht zu, dass ihn jemand mitnimmt. Verstehen Sie?“

Ich sehe den Vater von Sohail. Von Weitem kommt er angerannt. Herr Barqi fragt: „Was stehlen die Polizisten? Schau, mein Kind, ich bin ein kräftiger Mann und ich gehe jetzt nach Hause. In dieser Lage ist die

Straße kein guter Ort für Kinder. Du bist immer noch ein Kind. Warum bist du überhaupt mit dem Fahrrad unterwegs? Dein ganzes Eis liegt überall verstreut.“

Sohails Vater trägt zwei große weiße Kühlboxen. Sohail rennt hinter ihm her. Vor Freude fange ich an zu lachen. Mir kullern die Tränen herunter, aber ich wische sie gleich mit meinem Ärmel weg. Zu Herrn Barqi sage ich: „Ja, aber jetzt ist es nicht mehr so schlimm, weil der Papa von Sohail uns ganz viel Eis bringt. Schauen Sie mal.“

Herr Barqi fragt: „Wofür ist denn nun das ganze Eis?“ Meine Cousine kommt hinter Sohail und seinem Papa angelaufen. Der Schleier ist ihr vom Kopf gerutscht. Sie hält ihre Hände in der Luft, als würde sie sich gegen den Kopf schlagen. Sohail trägt eine kleine grüne Kühlbox unter dem Arm. Von meinem Knie läuft das Blut herunter. Noch einmal wische ich mir energisch mit dem Ärmel die Tränen weg. Zu Herrn Barqi sage ich: „Für meinen Bruder Ismael. Für die Leiche von meinem Bruder Ismael.“

Abdul Wahid Rafee: Der Mullah will sein Geld

Aus dem afghanischen Persisch von Lutz Rzehak

Als es an die Tür zum Hof klopfte, ging das Leben im Haus gerade seinen üblichen Gang. Ein Monat war seit dem Ausbruch von Corona vergangen. Alle befanden sich in Quarantäne und die Schulen waren geschlossen. Zu Hause versuchte jeder sich irgendwie die Zeit zu vertreiben.

Als mein Vater positiv auf Corona getestet wurde, stieg auch sein Blutzucker und er klagte über Schmerzen in den Beinen. Er war eben erst aus dem Covid-19-Krankenhaus entlassen worden und nach Hause zurückgekehrt. Jetzt verbrachte er die Zeit damit, seine Beine fortwährend mit Olivenöl und manchmal auch mit einem Öl namens „Schersche“ einzureiben, das eigentlich gegen Haarausfall und Kahlköpfigkeit helfen soll. Das ganze Haus roch ständig nach Öl. Hin und wieder hustete er. Wenn sein trockener, quälender Husten einmal einsetzte, hielt er eine Zeit lang an und es klang, als sei bei einem Jeep der Schalldämpfer verstopft. Dann fiel er flach auf das Bett zurück und

umklammerte mit einer Hand den Griff seines Spazierstocks, der ihm als Gehhilfe diente. Mit der anderen Hand hielt er sich keuchend am Bettrand fest.

Gegenüber saß meine Mutter an der Nähmaschine und nähte. Immer wieder riss der Faden. Dann schlug meine Mutter gegen die Nähmaschine und sagte: „Verflucht sei alles, was man gebraucht gekauft hat!“ Sie hob den Deckel an, nahm die Spule heraus, entfernte den gerissenen Faden und fädelt ihn wieder ein. Danach ratterte die Maschine erneut: *Trrrrr-ratter Drrr-tack*. Schon seit einer Weile hing ein Schild an unserer Hoftür, auf dem stand: „Näharbeiten für Damen- und Kinderbekleidung jeder Art“.

Für mich ging gerade das vierte Schuljahr zu Ende. Man hatte uns gesagt, dass der Unterricht online stattfindet und wir zu Hause lernen sollten, um nicht zurückzubleiben. Auch an diesem Tag, als jemand an die Tür zum Hof klopfte, hing ich gemeinsam mit Safar, der schon in der fünften Klasse war, über unseren Büchern und wir lernten Englischvokabeln. Er fragte auf Englisch und ich antwortete auf Persisch:

„Apple?“ – „Apfel.“ „Bread?“ – „Brot.“ „Tür!“ – „Door.“ Safar sagte: „Nein, ich habe Tür gesagt ...“ Ich antwortete: „Door.“ Da klopfte es wieder an der Tür zum Hof. Safar zeigte nach draußen: „Ich habe gesagt, da klopft jemand an die Tür. Geh und mach auf.“

Jedes Mal, wenn es an unserer Hoftür klopfte, schickte meine Mutter einen von uns los, die Tür zu öffnen. Jedes Mal wälzte Safar diese Aufgabe auf mich ab. Und ich bin sicher: Wäre im Haus jemand gewesen, der jünger war als ich, hätte ich es genauso gemacht!

Ich rannte zur Hoftür und rief: „Wer ist da?“ Hinter der Tür sagte jemand: „Das Geld für den Mullah.“ Mir war klar, wer das war: Asrael.

Ein alter Mann zog jeden Monat von Haus zu Haus und trieb von allen im Dorf die monatliche Zahlung in Höhe von fünfzig Afghani für den Mullah ein. Er war klein und sah aus wie eine dieser gruseligen Zeichentrickfiguren – zum Fürchten und zum Lachen zugleich. Den größten Schrecken erregten jedoch seine roten, blutunterlaufenen Augen. Deshalb hatte Safar ihm den Namen des Todesengels Asrael gegeben. Mutter hat uns deshalb mehrmals getadelt: „Macht euch niemals über jemanden wegen seines Aussehens lustig!“

Dabei hatte dieser alte Mann ein rundes und moliges Gesicht, das beim Lachen einen kindlichen und liebenswerten Ausdruck annahm. Er trug einen grünen Turban auf dem Kopf und ein Tuch um den Hals. Er war sowohl der Gehilfe des Mullahs als auch Hausmeister der Moschee.

Während ich zurückrannte, rief ich: „Der Mullah will sein Geld!“

„Ist das Asrael?“, fragte meine Mutter. Sie lachte in sich hinein und sagte zu sich: „Herrgott, vergib mir! Immer habe ich mich über die Jungen geärgert, wenn sie ihn Asrael nennen, und jetzt habe ich ihn selbst so genannt.“

Meine Mutter schaute zum Vater. Er durchsuchte seine Taschen. „Ich glaube, ich habe kein Geld“, sagte er und fragte: „Hast du nicht fünfzig Afghani, die du ihm geben kannst?“

Meine Mutter begann die Fächer und Schubladen ihres Nähtisches zu durchsuchen. Während sie suchte, sagte sie: „Wo hatte ich den denn nur gesehen? Da war doch noch ein Fünfziger. Ach so, den habe ich gestern weggegeben, als man uns Brot gebracht hat.“

Mein Vater schaute zu mir rüber und zeigte auf den Kleiderhaken: „Schau mal in die Jackentaschen, ob da etwas ist.“

Ich fasste in die Jackentaschen meines Vaters. Ich zog allen möglichen Müll heraus und suchte zwischen den Papieren und Kärtchen nach einem Fünfziger, einem Zwanziger oder einem Hunderter. Das Einzige, was ich in all dem Kram nicht finden konnte, war Geld. Plötzlich tauchte zwischen zwei Papieren doch noch ein Zehn-Afghani-Schein auf. Mein Vater wartete derweil und schaute verwirrt und enttäuscht zu mir rüber. Er hielt seinen Spazierstock neben der Hüfte fest, als wollte er sich darauf stützen, um aufzustehen. Mit der anderen Hand durchsuchte er seine Hemdtaschen.

Im Hof klopfte es wieder an die Tür.

Meine Mutter schaute zu unserem Vater: „Beeil dich, Mann! Haben wir noch etwas da oder nicht?“

Von der anderen Seite rief mein Bruder: „Der ist hartnäckig. Er klopft schon wieder!“

„Ja, er geht nicht weg, bevor er nicht seinen Fünfziger bekommt“, sagte meine Mutter.

Vater antwortete: „Nein, ich habe nichts. Wenn ich etwas hätte, dann müsste es in diesen Taschen sein. Es ist wohl nichts mehr da.“

Lachend sagte meine Mutter: „Der Mullah hat wirklich Pech! Jedes Mal, wenn er kommt, haben wir kein Geld im Haus. Bleibt er heute wieder auf dem Trocknen sitzen?“

Safar kicherte: „Wir haben kein Geld und der Mullah sitzt auf dem Trocknen.“ Alle lachten und selbst meinem Vater entrang sich ein giftiges Gelächter. „Keine Ahnung“, sagte meine Mutter. „Es ist noch nie passiert, dass dieser Asrael kommt und wir Geld im Haus gehabt hätten. Nur einmal hatten wir Glück. Damals war die liebe Golafros gerade hier, als er kam. Diese arme und liebenswerte Seele hat uns etwas Geld gegeben, womit wir den Mullah bezahlen konnten. Gott sei Dank bringt

wenigstens die Näherei etwas ein. Da kommt immerhin ein kleines bisschen zusammen.“

Vater schaute zu mir: „Hast du etwas? Komm, mein guter Junge. Leih uns etwas. Ich gebe es dir wieder.“

Safar lachte wieder und sagte in seiner schalkhaften Art: „Er gibt es dir wieder.“ Wir mussten beide lachen.

Mutter wandte sich an Vater: „Sogar deine Söhne haben jedes Vertrauen in dich verloren.“ Jetzt lachten wir alle drei.

Vater sah uns verwirrt an und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

Wieder klopfte es an die Tür. Mein Vater drehte sich zu mir: „Gib mir etwas aus deiner Sparbüchse. Ich gebe dir den doppelten Betrag zurück. Du gibst mir fünfzig, ich gebe dir hundert.“

Safar lachte erneut: „Genauso wie du es mir zurückgegeben hast. Hihhi.“ Zu mir gewandt sagte er: „Nimm dir ein Beispiel an meinen Erfahrungen! Wenn diese Rechnung aufginge, hätten wir schon mehrere Hundert eingenommen.“ Meine Mutter und ich mussten lachen.

Vater schaute mit einem solchen Blick zu Safar hinüber, dass ihm Lachen und Witze vergingen. Dann drehte er sich zu mir: „Komm, gib etwas aus deiner Sparbüchse. Dieser Kerl wartet. Ich gebe es dir wirklich wieder, versprochen!“ Er legte seine Hand über dem Herzen auf seine Brust. Mit der anderen Hand wischte er sich den Schweiß ab, der sich schon wieder auf seiner Stirn gesammelt hatte, und begann zu husten.

Ich zögerte noch, ob ich ihm etwas geben sollte. Dann fiel mein Blick auf unseren Vater. Er war ganz blass. Als sich unsere Blicke trafen, erfassten mich seine Augen wie ein Blitz. Ich sprang sofort auf. Meine Mutter hatte uns schon früher gewarnt: „Aufregung

und Stress sind nicht gut für den Alten. Gott behüte, dass er wieder einen Anfall bekommt.“

Ich rannte zum Schrank und kramte zwischen den Büchern meine Sparbüchse hervor. Ich schüttelte sie ein paar Mal und das Klimpern der Münzen durchbrach die Stille. Auf einmal kam wieder etwas Leben ins Haus. Safar hatte inzwischen ein Messer aus der Küche geholt und zu zweit brachen wir die Sparbüchse auf. Münzen im Wert von fünf, zwei oder einem Afghani purzelten auf den Teppich – alles Münzen, die mein Bruder und ich von dem Taschengeld, das uns Mutter jeden Tag für die Schule gab, in die Sparbüchse gesteckt hatten. Wenn wir in die Schule gingen, bekamen Safar und ich jeweils fünf Afghani für Essen. Manchmal kauften wir uns davon ein Eis für zwei Afghani. Das meiste legten wir aber in unsere Sparbüchse. Wenn mein Bruder und ich uns doch einmal gemeinsam für fünf Afghani etwas zu essen kauften, steckten wir den anderen Fünfer in die Sparbüchse.

Mein Vater versuchte wieder sich aufzusetzen. Er hob seinen Spazierstock vom Boden auf und fragte uns zwischen Hustenanfällen: „Zählt nach, ob es fünfzig sind. Ich gebe euch hundert zurück, wenn ich Geld habe. Wie schaut es aus?“ Er klopfte sich noch einmal auf die Brust, direkt über dem Herzen, und der Rest seiner Worte ging im Husten unter.

Safar lachte erneut: „Wenn ich Geld habe!“

„Jetzt haben wir die Sparbüchse aufgebrochen“, sagte ich zu Safar. „Jetzt müssen wir es ihm auch geben.“ Wir zählten die Münzen aus der Sparbüchse – es waren alles zusammen zweiunddreißig Afghani. Ich sagte zu Vater: „Zweiunddreißig Afghani.“

„Behalt die zwei Afghani“, sagte mein Vater, „und leg den Zehner, den du aus meiner Jackentasche genommen

hast, dazu.“ Mit dem Zehner, den ich in der Jackentasche des Vaters gefunden hatte, waren es vierzig. „Es fehlen immer noch zehn“, sagte ich.

In diesem Moment stand meine Mutter auf, griff nach dem Koran im Regal, öffnete das Tuch, in das das Buch eingewickelt war, und nahm einen Zehner raus. Sie hielt den Schein mit zwei Fingern fest und reichte ihn herüber wie eine Reliquie: „Diesen Zehner hatte ich als eine Gabe an Gott im Koran hinterlegt. Nimm ihn! Gott ist gnädig. Irgendwann werde ich einen anderen Zehner hineinlegen.“

Alles zusammen waren es jetzt fünfzig Afghani, dreißig in Münzen und die zwei Zehn-Afghani-Scheine.

Als ich an die Tür im Hof ging, sah ich einen alten Mann, der müde dasaß. Er sagte zu mir: „Hat es endlich geklappt? Ich dachte schon, ihr habt euer Geld im Brunnen vergraben.“ Dieser Sarkasmus ließ meinen Hass auf ihn noch größer werden. Ich schüttete ihm das Geld in die offene Hand und schlug die Tür so heftig zu, dass dem alten Mann hinter der Tür sicher das Grinsen verging.

Ich hatte den Hof noch nicht überquert, da hörte ich die Stimme meiner Mutter. Als ich ins Haus kam, hielt sie den Kopf unseres Vaters in ihren Händen. Er hustete nicht mehr. „Was ist los?“, schrie meine Mutter. „Was um Himmels Willen ist passiert? Sag doch etwas! Was ist los mit dir?“ Sie schlug ihm ins Gesicht. Mein Vater war kreidebleich. Stöhnend rief sie zu Safar: „Geh, hol Wasser! Lauf schnell!“ Safar rannte zur Küche.

Der Vater lag regungslos auf dem Teppich. Arme und Beine waren straff auf dem Boden ausgestreckt. Seine Augen leuchteten gen Himmel. Die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen und auf seinen Lippen lag ein

süßes Lächeln, als ob er schlief. So sehr meine Mutter auch schrie, er reagierte nicht. Er atmete auch nicht mehr. Mir wurde gerade klar, dass dies der Anfall war, von dem Mutter immer gesprochen hatte. Ich schrie. Ich schrie noch einmal. Ich stand neben dem Körper meines Vaters und jammerte. Das Leben zu Hause kam zum Stillstand.

Mahtab Yaghma: Der ungeschriebene Brief

Aus dem Persischen von Kurt Scharf

Nun, jenen Brief, den ich dir nie geschrieben habe
Den roten Kuss, den ich fort aus dem Fenster blies
Den Satz, den ich dir niemals zugeflüstert habe
Versiegelt hab' ich sie, da ich sie schweigen ließ

In Tränen aufgelöst, bin ich im Bad zerflossen
Vom Mund ab hab' ich mir die Küsse dein gewaschen
Von deinem Duft, von deinem Hemd, von deinem Lachen
Von dir hab' ich bei Tag und Nacht mich reingewaschen

Den Fenstern und der Tür biet' ich zu rauchen an
Verrückt bin ich und nach der Flasche greif' ich
Die Stufen stolper' ich hinunter in den Hof
Auf dich und unsre Liebe pfeife ich

Entsagend packe ich die Koffer, reise ab
Vor aller Augen tue ich die Augen auf
Mit Küssen, Herzen, Schmusen, aber ohne dich
Jetzt biet' ich Waren auf der Straße zum Verkauf

Ein Eis am Stiel bin ich, das auf die Straße fiel
Ameisenstraßen schlecken mich vom Boden nun
Als nackte Frau, umarmt von Straßen, warte ich
Dass alle sich an meinen Reizen gütlich tun

*

Nun, jenen Brief, den ich dir nie geschrieben habe
Stumm last du ihn und bliest ihn durch das Fenster fort
„Ich liebe dich“ ist fortan mir verwehrt zu sagen
Verdammt zum Schweigen ist jetzt jedes Liebeswort

Asma Kready: Eine andere Berührung

Aus dem Arabischen von Christoph Hopp

Es dauerte nicht lang, bis ich begann,
diese Einsamkeit zu verstehen,
bis ich begann, mich an die Betrunkenen zu gewöhnen,
die an Bahnhöfen leben und einen seltsamen Tod sterben.
Seit Monaten sehe ich selten ein anderes Gesicht,
aber neue Rezepte habe ich gelernt.
Ist das Kochen für jemanden, den man gernhat,
nicht auch so etwas wie ein Gedicht?
Möchte ich mich ausdrücken, so gelingt es mir
manch einmal mit einem Lächeln,
manch einmal mit einer bloßen Geste,
als spräche ich zu den Augen eines Kindes.
Auch das gemeinsame Schauen eines Films
kann zu einer intimen Zeremonie werden,
gleich der Dichtung ...
Und dem Erlebnis der Dichtung
kommen auch die großartigen Momente gleich,
in denen ich denke, dass mein Bauch ein Ballon ist,

der sich aufbläst und gleich platzen könnte.
Nun, letztlich trage ich doch etwas Lustiges in mir,
frei von Angst und Schmerz.
Ich erlange derzeit mein Recht zurück,
aufzustehen, wann ich möchte,
zu lesen, was mir gefällt,
mich auffällig zu kleiden,
sollte es anderen auch ein Dorn im Auge sein,
ohne Erklärung zu weinen,
mein Recht,
beim Dichten die Zeit zu vergessen,
merkwürdige Bilder kommen und gehen zu lassen.
Das Gedicht, das mich festhält seit Jahren.
Das Gedicht, das mich erlöst,
wenn das Leben mir übel zusetzt.
Das Gedicht, das im Bauch zu tanzen beginnt
und sich in der Kehle verfängt.
Das Gedicht, das mir zur Freundin wird,
die Langgeliebten mir ersetzt
und die Familie,
die in einem Land voller Dunkelheit wohnt.
Das Gedicht, das über mein Herz streicht
wie die Hand meiner Mutter
und das ins Freie fliegt, so,
als wollte es nie wiederkehren.

Ahmed Awny: Berlin überragend

Aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich

1

Ich habe eine Lüge in die Welt gesetzt und sie dann auch noch selbst geglaubt.

Ich habe meinen Mitbewohnern erzählt, ich müsse nach Kairo zurück, mein Vater sei plötzlich erkrankt. Es war eine Lüge. Eigentlich hätte ich mich schon mit einer Sympathiebekundung zufriedengegeben, doch nun erlaubte man mir sogar, ein untranchiertes Huhn in unserem Kühlschranks zu verstauen, obwohl es an sich verboten war, ganze Tiere dort zu lagern.

Daraufhin ging ich noch weiter. Ich tat, als ob ich mir große Sorgen um meinen Vater machte, und „vergaß“ dabei, dass die Reise der Hochzeit meiner Schwester galt. Doch plötzlich wurde mir mulmig zumute, ein Argwohn machte sich in mir breit, für den ich keine Erklärung fand: Was, wenn man mich bei meiner Ankunft am Flughafen Kairo festnimmt?

Der Taxifahrer, der mich in Berlin zum Flughafen brachte, war ein Bio-Deutscher. Obwohl dieses Faktum Besseres verhieß als die halbsbrecherische Fahrerei eines Türken oder auch die Fahrt mit einem Araber, der sich sofort anerbieten hätte, mir bei der Suche nach einer lausigen Beschäftigung in Berlin behilflich zu sein, ließ die helle Hautfarbe des Fahrers die unvermeidliche Frage erahnen, bei der ich nie weiß, ob sie neugierig oder spöttisch gemeint ist:

„Was tun Sie denn in Berlin?“

Noch bevor der Fahrer seine Frage loswurde, stellte ich mich schlafend. Zu spät. Die Frage war in mir, auch mit geschlossenen Augen. Bereit, ausgesprochen zu werden, würde sie bald auf der Zunge aller Hochzeitsgäste meiner Schwester liegen, wie in einem Geschichtenreigen. Was sollte ich ihnen antworten? Dass Berlin ein hübsches Bett in einem Hotel ist, wohin ich nach Jahren dumpfer Schlaflosigkeit in Kairo gereist bin und wo ich Bier trinke, die Sauna frequenziere und nackt in den Seen der Umgebung bade, und all das mit Genuss? Wer könnte, was immer seine Hautfarbe, in einer solchen Antwort ein Leiden erkennen?

Die Mail meiner Schwester kam da wie eine Rettung.

„Entrümple dein Telefon gründlich. Übertreib's nicht, aber vergiss auch nichts“, schrieb sie, als wollte sie mir dabei behilflich sein, meine Lüge Wahrheit werden zu lassen. Sie erwähnte auch einen Verwandten von uns, der allein deshalb in den Knast wanderte, weil er eine Meldung über Folter auf einem Polizeiposten kommentiert hatte.

„Stell dir einfach vor, der Polizist wäre ein Gast und dein Telefon ein Haus, das du für diesen Gast so herzurichten hast, dass er dich für einen anständigen Menschen hält. Wenn ihm gleich bei der Tür Seifen-

geruch und Parfümduft entgegenschlagen, könnte er argwöhnen, das Haus wäre extra für ihn in Ordnung gebracht worden.“

Warum ich Ägypten verlassen habe? Weil mir das ständige Nebeneinander von Angst und Hoffnung dort unerträglich geworden war. Selbst Kinder, die ja eigentlich Vergnügungsparks lieben, ertragen nicht jeden Tag gleich nach dem Aufstehen und noch vor dem Frühstück eine Achterbahnfahrt.

Warum ich jetzt nach Ägypten zurück fahre, wo ein entrümpeltes Handy darüber entscheidet, ob ich an der Hochzeit meiner Schwester teilnehmen darf oder für wer weiß wie viele Jahre ins Gefängnis wandere?

Diese Fragen überfielen mich, nachdem ich aus dem Taxi gestiegen war. Also setzte ich mich am Eingang des Flughafens Berlin-Brandenburg neben mein Gepäck, nahm eine Beruhigungspille und machte mich daran, mein Smartphone zu entrümpeln, obwohl ich genau wusste, dass das ein vergebliches Unterfangen war. Eine vollständige Entrümpelung wäre verdächtig, also konnte ich weder die Apps noch die Bilder löschen, wie ich mir vorgenommen hatte. Sollte ich etwa alle meine Gespräche mit Aktivisten, Menschenrechtlern, Künstlern oder Schriftstellern tilgen? Wird denn jemand verhört, nur weil man seinen Namen in den Kontakten seiner Freunde findet? Sollte ich sie alle löschen? Dann bliebe kein einziger Freund mehr in den Apps. Sollte ich auch nach verräterischen Wörtern suchen, die mich in Gefahr bringen? Tatsächlich gilt das für die meisten. Und wie ist es mit dem Suchverlauf? Selbst ich kann nicht erklären, warum ich jeden Tag, wenn ich im Park sitze, Videos über Inhaftierte in Ägypten anschau.

„Was tun Sie denn in Berlin?“

Schließlich wirkte die Pille und ich beruhigte mich.

Ich schnappte meine Taschen und ging zum Schalter der Airline. Dabei erinnerte ich mich daran, dass solche Durchsuchungen sehr selten sind und mein Name sicher nicht auf einer der Listen mit den Zielpersonen steht. Außerdem kann doch in Ägypten jedermann frei ein- und ausreisen, und das Land sollte in Bälde den Klimagipfel ausrichten. Doch dann erreichte mich die Mail eines erst vor Kurzem aus dem Gefängnis entlassenen Freundes. Er habe von meiner Schwester erfahren, ich käme nach Kairo, schrieb er, und ich solle ja nicht vergessen, ihn während meines Aufenthalts zu besuchen. Eine solche Mail könnte auch ankommen, während ein Kontrollbeamter mein Telefon auf seine „Sauberkeit“ hin überprüft, stellte ich mir vor. Was dann? Plötzlich erinnerte ich mich an diese alte Weisheit: Nur ein Narr fegt sein Haus während eines Sandsturms.

Ich bin nicht in das Flugzeug eingestiegen.

2

Ich habe drei Mitbewohner.

Der erste ist Sain, ein Palästinenser. Er lehnt die Hausordnung ebenso ab wie ich. Da sind wir gleicher Meinung: Wir trennen beide den Müll nicht. Ihn suchte ich bei meiner Rückkehr nicht auf, da unser Verhältnis etwas getrübt war seit jener Nacht, als ich ihn daran erinnerte, dass schon sein Vater in Deutschland geboren wurde, während er selbst behauptete, hier nur vorübergehend zu wohnen und in Bälde in sein Heimatland zurückzukehren. Ich reagierte etwas verärgert, vor allem wohl auf mich, und erklärte ihm etwas laut, der Mensch trage in jedem Augenblick Verantwortung für sein Leben, andernfalls verbringe er es in einem permanenten Provisorium.

Der zweite Mitbewohner ist Hassan, ein syrischer Schriftsteller, der Ukrainern gegenüber eine seltsame Animosität hegt. Sie hätten alle Schreibstipendien erhalten, um die er sich in den vergangenen Jahren beworben habe. Dadurch ist meine Sympathie für ihn geschwunden, was ich ihm aber nicht zu gestehen wage. Im vergangenen Jahr hatte er mich mal zu einer syrischen Demonstration mitgenommen. Dort hat mich die Aggressivität überrascht, die die Teilnehmer in ihren Slogans auf Deutsch zum Ausdruck brachten. Es klang, als seien sie, seit ihnen in Syrien das Dach überm Kopf zerstört wurde, obdachlos. Der Hauptslogan hat mich dagegen beeindruckt: „Wir sind hier, und mit dieser Tatsache haben alle fertigzuwerden.“ Ich verstand sehr wohl, dass dieser Slogan nicht nur an die Deutschen gerichtet war, sondern auch an die Syrer, die eine klare Linie zwischen Vergangenheit und Zukunft ziehen sollten.

Wahrscheinlich wurde mir meine Abneigung gegenüber Hassan zwei Tage nach dieser Demonstration deutlich, während ich überlegte, ob ich mich einem ägyptischen Schweigemarsch anschließen sollte, der die Freilassung der politischen Gefangenen in Ägypten forderte. Ich stand auf dem Gehsteig und versuchte vergeblich, irgendeinen Teilnehmer zu erkennen. Alle hatten sich unter Hüten oder hinter dunklen Brillen und Corona-Masken versteckt. Einige trugen sogar Perücken, um ihre Haarfarbe zu verbergen. Etwa eine halbe Stunde verbrachte ich so im Versuch, irgendjemanden an einer Geste oder einer Bewegung zu erkennen. Dann merkte ich, dass ich neben Botschaftsspitzeln stand, die darauf warteten, dass jemand zum Atmen die Maske vom Gesicht nahm und sie ihn mit ihren Handykameras fotografieren konnten. Ich verzog mich.

Bevor ich einschlief, buchte ich einen neuen Flug nach Kairo und fasste einen Entschluss, der meiner Meinung nach alle Probleme lösen würde: gleich nach dem Aufwachen einen Artikel, eine Erzählung, einen Roman oder eine Schmähchrift zu verfassen, wegen der man mir vorwerfen könnte, Nestbeschmutzung zu betreiben, und die meine Haltung klarstellen und das Verbot meiner Rückkehr zu einer Realität machen würde, nicht zu einem Dauerhorror. Dabei wäre es mir gleichgültig, ob der Artikel, die Erzählung, der Roman oder die Schmähchrift auch nur den geringsten literarischen oder politischen Wert hätte. Es müsste nur alles darin enthalten sein, was meiner Vorstellung nach aus meinem Smartphone gelöscht werden sollte.

Der Gedanke erlosch rasch, als Thomas die Wohnung betrat und auf sein Zimmer zusteuerte. Thomas ist mein dritter Mitbewohner und derjenige, den ich meinen einzigen Freund hier nennen würde, nur dass er alles, was ich sage, bewundert und zu allem, was ich tue, einfältig lächelt. Ich war nicht sicher, ob ich ihn überzeugen könnte, dass dieser wertlose Text für mich Grund genug wäre, in Deutschland Asyl zu beantragen. Wie könnte ich ihm klarmachen, dass es sich bloß um eine Möglichkeit handelt, eine sehr unwahrscheinliche, dass es ein Zufall wäre, wenn der Kontrollbeamte am Flughafen unter Tausenden von Telefonen gerade meines durchschnüffelte und in meinem Text Dinge entdeckte, die ihn wütend machen könnten.

Vielleicht war es die Wirkung der Beruhigungspille: Als ich aufwachte, war ich Berlin dankbar für die erste Nacht mit erholsamem Schlaf hier seit meiner Ankunft.

So etwas passiert, wenn in deinen Augen eine Alternative aufscheint: Was du für alt und wichtig hältst, erlischt. Plötzlich war ich wütend auf Kairo und den Scherz meiner Schwester am Abend meiner Abreise nach Deutschland, diesen Scherz, an den ich mich erinnere, als hätte sie ihn gerade erst von sich gegeben:

„Keine deutsche Frau wird dich beachten; sie überragen dich alle.“

Es war wie eine Beleidigung, die ich erst nach zwei Jahren voll erfasste. Ich lag auf dem Bett und erinnerte mich an mein Tinder-Konto, reaktivierte es und ergänzte mein Porträt um meine Körpergröße von 166 Zentimetern, stellte mich also der Herausforderung, die ich in diesem Augenblick formulierte: Eine Berlinerin sollte mich mögen, eine echte Deutsche, die weder Englisch spricht noch im Kunst- oder Kulturbetrieb tätig ist, die weder als Asylanwältin arbeitet noch einen Magister in Politikwissenschaft oder Anthropologie besitzt, die „arabische Welt“ nicht ausspricht, als ob wir Araber aus dem Wunderland kämen. Zum Beispiel die Kassiererin im Supermarkt, die darüber nörgelt, dass ich meine Einkäufe so langsam in meiner Stofftasche verstaue und sich deshalb hinter mir eine Schlange bildet. Oder ihre Kollegin, die mir bei der Suche nach dem Teeregal half und deretwegen ich zwei Wochen im Zustand dauernder Schläfrigkeit verbrachte, bis ich merkte, dass das, was ich täglich trank, um mich wachzuhalten, Entspannungstee war. Oder auch die Kellnerin in der Bar, bei der ich nie sicher bin, ob sie mich übers Ohr haut, wenn sie mir einen Betrag nennt, den ich nicht gleich umrechnen kann, und ihr deshalb meine Kreditkarte überlasse, von der sie nach Belieben abhebt. Oder auch ihre Kolleginnen in anderen Bars, die nur Cash annehmen. Für diese bin ich immer mit

hundert Euro in der Tasche ausgerüstet, die ich ihnen reiche, überzeugt, dass es mehr ist, als sie verlangen. Oder auch eine von den Frauen, die vor den Klubs Schlange stehen oder im Park joggen. Bei ihnen allen weiß ich, dass es die Sprache, nicht die Körpergröße ist, die sich zwischen uns stellt.

Nachdem ich planlos alle Mädchen auf der App geliked hatte, konnte ich nicht weiter auf das Telefon starren, um das zu erwartende rote Like-Zeichen abzuwarten. Ich stand auf, klopfte an Thomas' Tür und bat ihn zum ersten Mal um etwas:

„Wie hieß noch mal der Club, von dem du behauptet hast, man kenne Berlin nicht, ohne dort gewesen zu sein?“

„Berghain. Los, gehen wir“, kam die prompte Antwort.

In diesem Augenblick wurden wir Freunde und endlich machte er sich auch einmal über mich lustig: Mein Outfit gleiche dem eines Bankangestellten, behauptete er. Und endlich wurde er wütend, als ich mich über die Berliner lustig machte: Mit ihren dunklen Klamotten sähen sie aus, als müssten sie täglich in einem Leichenzug mitmarschieren. In der über einen Kilometer langen Warteschlange war ich guter Dinge. Ich warf mir rasch eine LSD-Pappe ein, die Thomas mir zugesteckt hatte. Vielleicht machte ihn das ja so nervös. Er sah es offenbar als seine Pflicht an, mich darauf hinzuweisen, dass die meisten Leute ins Berghain nicht beim ersten Anlauf reinkommen.

„Im Allgemeinen hat die Auswahl nichts mit dem Einzelnen zu tun“, erklärte er, als wollte er etwas Tröstliches sagen. „Es geht um die Mischung, die einen gelungenen Abend für alle verspricht. Mal lassen sie zum Beispiel einen amerikanischen Touristen durch und

verwehren zweien nach ihm den Eintritt. Und für jede Frau im Kleid darf ein Mann mit Ohrring hinein. Das Verhältnis von Single-Männern zu Single-Frauen ist seit unserer Ankunft bei soliden Fifty-Fifty.“

Nach einer Stunde Warten ging Thomas allein ins Berghain.

5

Weil ich mich in Berlin wirklich nicht gut auskenne, wäre es wohl auch gelogen zu behaupten, etwas an den Straßen der Stadt hätte sich durch meinen LSD-Trip verändert.

Die Bäume waren noch immer grün, und zwar nichts als grün. Was die Passanten äußerten, war noch immer grob und völlig unmelodisch. Und auf den Straßen roch es noch immer nach nichts anderem als Döner. Die Veränderungen, die mir auffielen: Ich ragte einen ganzen Meter höher, weswegen ich mich bückte, als ich unter der Brücke hindurchging. Ich wanderte dahin ohne die Hilfe von Google-Maps, als würde ich die Straßen kennen, und ich führte mein erstes Tinder-Gespräch auf Deutsch, ohne die Hilfe eines Sprachtools. Ich bückte mich auch, als ich ihre Wohnung betrat. Aber wer saß da auf dem Sofa und erwartete mich? Ihr Mann, natürlich kleiner als ich in diesem meinem alles überragenden Zustand. Ein sprachliches Missverständnis hatte mich den Singular verstehen lassen, wo sie den Plural verwendete. Und im Chat verstanden sie mich so, als meinte ich sie beide, als wollte ich ihrer beider Körper mit der Zunge erkunden, als bewunderte ich ihrer beider Nacken, undsoweiter undsofort. Was man eben so schreibt und einen Augenblick später nicht mehr weiß, wie man es je schreiben konnte.

6

Im Taxi zum Flughafen war ich noch immer überragend und außerdem überzeugt, dass ich meine wahre Größe wie jedweder andere Reisende erst bei meiner Ankunft in Kairo erfahren würde. Die Wahrheit vermischte sich mit dem Albtraum: Ich war sicher, für die Hochzeit meiner Schwester und wegen der plötzlichen Erkrankung meines Vaters zurückzukommen, ohne mein Telefon von irgendetwas entrümpelt zu haben, weil ich mich auf die Frage des Fahrers vorbereitete.

„Was tun Sie denn in Berlin?“

Ich war gespalten zwischen zwei Lügen-Wahrheiten: Ich sei hier als Flüchtling oder ich sei hier zu Besuch.

Mazda Mehrgan: Für Papá

Aus dem afghanischen Persisch von Kurt Scharf

Papá wollte eigentlich Weizen säen
wollte mit Brot nach Hause gehen
wollte Hassan ein Moped kaufen
und für mich eine Puppe erstehen

Papá wollte eigentlich Mais aussäen
ein buntes Kleid für Mutter erstehen
mit einem Stock statt des linken Beins
und 'nem neuen Schuh zur Feier gehen

Drei Jahre ist's her, dass Massumeh
vor Schmerzen auf seinen Knien weinte
Er wollte Tabletten für sie erstehen
um sie wieder gesund zu sehen

Goltschereh war es leid, nur daheim zu bleiben
Seit drei Jahren war ihre Schule geschlossen
Ach, geh ihr doch ein Heft und Buntstifte erstehen
Papá, dass wir sie wieder froh und munter sehen

Seine Arbeit macht er mit rissigen Händen
zu jeder Jahreszeit, er war der Mann im Haus
um Essen zu bringen – und Feuerholz
wenn draußen die kalten Winde wehen

Papá wollte eigentlich Korn aussäen
Stattdessen schoss man ihn in den Kopf
Statt seiner werden wir nun alle gehen
und ihn müde ... durstig ... leblos ... sehen.

Sein Verbrechen? Er war Hazara.

Die Hazara sind nach den Paschtunen und Tadschiken die drittgrößte Ethnie in Afghanistan. Sie gehören, anders als die sunnitische Mehrheit des Landes, größtenteils der schiitischen Konfession an und werden seit dem späten 19. Jahrhundert systematisch unterdrückt, verfolgt und ermordet (A. d. Ü.).

Awadalla: Ululieren ist ein Schreien, das tanzt

Aus dem Englischen von Maria Hummitzsch

Ich hatte ein Date am Tahrir-Platz.

Er schlug vor, sich am KFC zu treffen, dem Fast-food-Leitstern auf einem Platz, an dem Bedeutung sich mit der Zeit verschiebt, je nachdem, von wem er eingenommen wird: Demonstrant*innen, Tourist*innen oder jenen, deren Leidenschaft andere Sprachen spricht, andere Gesten und Tonlagen.

An dieser Ecke, mitten im Gedränge der Passant*innen, erkannte ich: Wir waren nicht allein. Weitere wie wir trieben sich still herum, nicht unsichtbar, aber leicht zu übersehen, wenn man nicht weiß, wonach man sucht.

Er begrüßte die Leute, unterhielt sich hier und da, stellte mich manchmal vor, meist nicht. Dann kam eine Queen auf uns zu. Sie hieß Sabah, wie die berühmte Diva. Klein und kräftig, mit einem Körper, der früher vielleicht mal im Gym geformt wurde, nun aber wei-

cher geworden war. Und sie wusste, dass Weichheit sie nur noch begehrenswerter machte. Sie musterte mich, drückte Misstrauen und Neugier auf einmal aus. „Hast du das Passwort zum Club?“, fragte sie.

Der Club – so nannten sie es. Ein offenes Geheimnis, vielen bekannt, von niemandem bestätigt. Das war vor 2011, bevor das Kollektiv seinen Namen verlor und sich in neue Richtungen verstreute.

„Wie ist das Passwort?“, fragte ich scheu.

Ohne Vorwarnung begann sie laut zu ululieren. Ein schrilles, schönes Schreien, das den Lärm des Platzes durchschnitt. Köpfe drehten sich. Das Erschrecken der Umstehenden war ihr egal. Ihr Ululieren war perfekt, wild und frei. Das war das Passwort.

*

Als ich dreizehn war, reiste mein Vater geschäftlich nach Kairo. Von dieser Reise kam er nie zurück.

Viele Details dieses Tages sind verschwommen, einige Momente aber lebendig. Ich weiß noch, wie ich dastand und schwieg, als meine jüngeren Schwestern ihn zum Abschied umarmten. Meine Mutter schob mich zu ihm, drängte mich, ihn auch in den Arm zu nehmen.

In der Stunde, bevor die Nachricht kam, hörte ich Mariah Carey auf Kasette. Ich traute mich, laut aufzudrehen, denn mein Vater war nicht da. Ihre Stimme schwebte empor, rührte den Schmerz über Liebe ohne Chance, eine Sehnsucht, so tief, dass sie alles verschlang. Dann klingelte das Telefon.

An diesen Moment erinnere ich mich genau. Meine Mutter schrie, ein Laut, so alt, so roh, dass er sich mir für immer eingebrannt hat. Nachbar*innen stürmten herein. Eine ältere Frau, die über uns wohnte, sonst

reserviert und beherrscht, sah zuerst meine Mutter an, dann meine Schwestern und schließlich mich. Dann brach sie in Tränen aus.

*

An diesem Abend zog mein Date mit einem vom Tahrir ab. Er sagte nicht, dass es ein Hookup war, aber ich verstand's. Ich blieb mit seinem Freund Amr zurück, einem dünnen Jungen mit dunkler Haut und weicher Stimme. Er stand auf ältere Männer, Männer im Alter seines Vaters. Wie auf der Jagd nach einer Liebe, die nicht zur Bedingung machte, ein echter Mann zu sein.

Die Nacht lichtete sich, ihre Grenzen wichen, und ich fand mich in etwas wieder, das größer war als meine ursprüngliche Intention. Er nahm mich mit in die Cafés von Korba, wo sich verschiedene Gruppen trafen – Leute aus dem Zentrum und aus den Randbezirken der Stadt, die zu einer eigenartigen, exquisiten Mischung verschmolzen.

In Kairo gibt es zwei Arten von Menschen: die mit Autos und die zu Fuß.

Als wir durch Heliopolis schlenderten, fuhr ein Auto voller Jungs vorbei. Sie riefen uns zu, schlagfertig und gezielt in ihrer Neckerei. Einer fragte mich direkt, wer von ihnen mein Typ sei.

Der eine war wow. Er trug ein dicke, nerdige Brille, die ihn noch attraktiver machte. Seine Kleidung war schlicht, aber sorgsam ausgewählt; jemand, der nicht übertrieb, weil er es nicht musste. Naiv zeigte ich auf ihn, und sie lachten und sagten Dinge, die ich nicht verstand.

Kurz hatte ich das Gefühl, dass das war, wo ich hingehörte. Doch dann nicht mehr, und das genauso schnell.

*

Als mein Vater starb, verkauften wir sein silbernes Auto.

Es war noch neu, kaum gebraucht. Mit dreizehn war ich weit vom Fahralter entfernt und wir brauchten das Geld. Der Wagen war meine einzige Aussicht aufs Fahren, und kaum war er weg, war das mit ihm auch mein Traum.

Als ich nach Kairo zog, machte mir der Gedanke ans Fahren Angst. Die Straßen waren chaotisch, und alle Welt hinterm Lenkrad wütete, fluchte und schrie. Ich konnte mir nicht vorstellen, auch so zu sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, laut zu werden.

Später aber, in den Autos meiner Freunde, hieß es: Wir gegen die Welt. Wir cruisten von Dokki ins Zentrum, von dort nach Nasr City. Einer rief vorbeilaufenden Männern etwas Provokantes zu, Sprüche über ihr Geprotze, ihr Gepose und ihren federnden Gang, von dem sie meinten, er bliebe unbemerkt. Es war eine Art Rache für alles Fiese und Geglötze, das wir über uns ergehen lassen mussten auf den Straßen. Manche Männer lachten, einige fluchten. Andere spielten mit.

Ein anderer Freund steckte dann den Kopf zum Fenster raus und ließ ein vollendetes Ululieren hören.

Dann war ich dran, etwas Gewagtes zu tun. Ich zögerte zu ululieren. Ich beherrschte es nicht perfekt. Ich beugte mich aus dem Wagen und ließ einen Schrei los, einen Laut der Trauer und des Schmerz'. Die Menschen zuckten zusammen, von einer Stimme aufgeschreckt, die sie kannten, einer Stimme, die bedeutete, eine Tragödie war passiert.

Diesmal war es nicht nur Traurigkeit. Es war eine Kraft, die die Nacht aufriss und die Straße verstörte. Sie forderte kein Mitleid. Sie hallte durch die Stadt wie eine Hexe, die ihr Publikum verhöhnt.

Wir im Auto lachten wild.

Asma Kready: Weil die Liebe Zeit braucht

Aus dem Arabischen von Christoph Hopp

I

Wenn die Liebe aufbricht
Weshalb verlangt die Liebe mehr als das?
Du tust doch alles ihretwegen,
siehst in ihr dein eigenes Kind.
Damit das Leben sich nicht zwischen euch schiebt,
wehrst du dich nächtelang gegen das Zufallen der Lider.
Unsere Momente der Furcht versuchst du zu vertreiben.
Du möchtest, dass ich groß und grenzenlos bin,
denkst immerzu darüber nach,
wie unser Leben beispiellos werden könnte,
während mir die Veränderung genügt.
Dann habe ich den Eindruck,
du seist von einem anderen Planeten.
Ein wunderliches Gefallen hab ich
am Entdecken unserer Gemeinsamkeiten.
Wir merken, dass die Distanz zwischen uns täglich
schwindet.

Wir spüren, wie unsere Stimmen kraftlos werden.
Und wenn du tief und fest schläfst
oder wie verrückt durch den Tag läufst,
dann hängt dein Hemd des Nachts glücklich
in meinem Schrank
und meine Lippen drücken sich an deinen Spiegel,
jeden Morgen und jeden Abend.
Während die Schatten deiner Bekanntschaften
mich nicht beschäftigen,
findest du nichts vor außer dem leeren Raum
meines Daseins,
damit du ihn umfassen und einschlafen mögest.
Du hast viele Träume von dieser Liebe,
während ich mit dem Bisschen von dir immer
zufrieden bin.

II

Wenn die Liebe ankommt
Nun ist sie doch da, die Liebe.
Der Mann, nach dem ich mich Jahre sehnte,
schläft nun an meiner Seite.
In schweren Zeiten streicht seine Hand über meine
und beim Nennen meines Namens bricht
seine Stimme nicht mehr.
Die Schmetterlinge, die sich in meinem Bauch
tummelten,
haben sich letzthin beruhigt.
Die Liebe hat sanftere Formen angenommen.

Ich stehe in der Küche und bereite Kaffee für ihn zu.
Er ist bei mir und erzählt von seinem Tag,
in dem es Ärger gab, aber mehr noch zum Lachen.
Sein Hemd, das so lange in meinem Schrank blieb,

liegt unbekümmert bei der Wäsche,
die seit Tagen darauf wartet, gebügelt zu werden.
Meine Lippen drücken sich jetzt auf sein Gesicht.
(Dass sich Spiegel vor ihn drängen, erlaube ich
nicht mehr.)

Obgleich ihm sein Schlaf fast heilig ist,
macht es nichts, wenn ich ihn um vier Uhr nachts
wecke
und ihm zuflüstere: „Unsere Tochter hat ihren
ersten Zahn bekommen.“

Nun ist sie doch da, die Liebe ...

Ein Mann, der die Rosen und Teddybären trägt,
wie er das Brot trägt.

Ein Mann, den du umarmst nach dem Sturz
des Diktators.

Ein Mann, mit dem du die Freuden und Pflichten
des Lebens teilst.

Nicht einen Tag bereust du, dass du diesem Mann
ein Kind gebarst.

Nun ist sie doch da, die Liebe.

Nun schläft er wirklich an meiner Seite.

Atefe Asadi: Die Puppe

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

Chosrau erwachte in aller Frühe. Mit einem Mal war ihm klar, dass er Puppen sammeln musste, um weiterzuleben. An diesem Morgen putzte er sich nicht die Zähne. Starrte nicht wie sonst sein Gesicht im Spiegel über dem Waschbecken an. Ließ die frischgesprossenen weißen Bartstoppeln stehen. Wünschte nicht einmal Firouze einen guten Morgen, die auf der anderen Seite des Schlafzimmers in ihrem Bett saß und sich wie immer die schlaftrunkenen Augen schwarz umrandete. Er zog seinen schwarzen, ihm stets um den Körper schlackernden Anzug an und verließ das Haus. Die Läden in der Nachbarschaft würde er zuerst ablaufen. Doch in der Kleinstadt, in der Chosrau und Firouze lebten, gab es kein einziges Puppengeschäft. Soweit das Auge reichte, nichts als graue Gebäude von derselben Größe, die sich bis in die Unendlichkeit zu erstrecken schienen; gleichförmige Gebäude, in denen Rentner und Rentnerinnen lebten, die sich ebenfalls alle mehr oder weniger ähnelten.

In den ersten Tagen kaufte Chosrau jede Puppe, die er kriegen konnte, und brachte sie nach Hause. Von Barbiepuppen mit ihren starren, freudestrahlenden Augen über wimpernklimpernde Porzellanpuppen, solche aus Hartplastik mit beweglichen Armen und Beinen, Puppen, die lachen oder weinen, wenn man ihnen auf den Bauch drückt, bis hin zu den kleinen, billigen Plastikpuppen, die man in einer schmalen Box zu zwölf Stück kaufen kann. Einmal stieß er unterwegs auf einen alten Straßenverkäufer, dem er sämtliche Häkelpuppen abkaufte, die dieser auf seiner Auslage zum Verkauf angeboten hatte, und während der alte Mann ihn mit einem Lächeln voll Güte und Kummer ansah, warf er sich den Sack mit den Puppen auf den Rücken und machte sich auf den Weg nach Hause.

So kehrte Chosrau jeden Abend mit einem ganzen Haufen Puppen zurück und brach gleich am nächsten Morgen wieder auf, um neue zu finden. Schon bald war im Haus kein Platz mehr, sich um die eigene Achse zu drehen. Sämtliche Wände der kleinen Wohnung waren mit Puppen tapeziert, den Fußboden bedeckten sie wie ein Teppich, viele waren nicht einmal ausgepackt. Chosrau betrachtete die Puppen bloß einige Sekunden lang durch die Plastikfolie, dann wurden die Boxen in irgendeinem Winkel des Hauses verstaut. Auch auf dem Zweiersonfa, dem einzigen in der Wohnung, saßen einige große und kleine Puppen nebeneinander. Auf Chosraus und Firouzes Betten war bald kein Platz zum Schlafen mehr, sie verschwanden unter einem Puppenberg, der nur bei genauem Hinsehen noch eine Ecke des knittrigen Bettbezugs freigab. Das Geschirr in den Küchenschränken, die im Schrank hängenden Kleider und selbst die Lebensmittel im Kühlschrank

versanken in der Masse an Puppen. Das Haus wurde nach und nach in einen Puppenfriedhof verwandelt. Sie hatten alles Territorium eingenommen.

Für die täglichen Ausgaben und den Kauf all der Puppen reichte Chosraus monatliche Rente nicht aus. Firouze zog das Geld aus dem Büstenhalter, das sie dort für den Notfall zwischen ihren großen Brüsten versteckt hatte, und gab es dem unruhigen Chosrau, der neue Puppen kaufen musste. Keiner von beiden verlor ein Wort, als hätten sie einen ungeschriebenen Vertrag des Schweigens geschlossen. Als das Geld aus dem Büstenhalter sich dem Ende zuneigte, war es an der Zeit, das Gold zu verkaufen. Erstmals seit Jahren legte Firouze ihre Kreolen ab. Aus dem Schmuckkästchen nahm sie die Kette mit dem Anhänger, die Chosrau ihr in der Hochzeitsnacht um den Hals gelegt hatte. Sie brachte sie zu den Goldhändlern auf dem Basar und kam mit Geld und ohne Gold zurück. Dann ging sie zu Chosrau, der in seinem schwarzen Anzug in einer Ecke der Wohnung versunken war und in die Puppenmasse starrte. Sie schloss ihn in den Arme, drückte den mageren Körper an sich und legte ihm schweigend das Geld in die Hand.

Eines Tages, als Chosrau draußen in ihrem Abstellraum nach einem Platz für die neuen Puppen suchte, fand er zwischen ausrangierten Haushaltsgeräten und alten Möbeln eine Puppe aus schmutzigem und zerissenem Stoff. Mit einem Mal sah er sich in Chatuns kleinem Nähzimmer. In einer Ecke des Zimmers sitzt seine Schwester in der taillierten blauen Tunika und der passenden Hose mit weitem Bein, die sie gerade für sich genäht hat, und versieht den Rand eines Kopfüberwurfs mit Pailletten. Ein kleiner Junge in einem feinbestickten langen Rock kommt in das Zimmer

gelaufen, wirft sich ihr in die Arme und bricht in Tränen aus. Von draußen hört man die Mutter schimpfen:

„Dieses Mal kriegst du den heißen Löffel auf den Handrücken!“

Chatun wischt die Tränen des Jungen mit dem Ende ihres Tuchs fort und ruft zurück: „Nane, ich nähe einen Rock für die Nachbarstochter! Ich habe Chosrau gesagt, er soll den Rock anziehen, damit ich die Längen überprüfen kann. Die beiden haben doch ungefähr dieselbe Statur!“

„Dein Vater würde sich im Grab umdrehen, wenn er sähe, dass du deinen kleinen Bruder in einen Rock gesteckt hast! Willst du etwa, dass er zum Gespött der Leute wird?!“

Chatun drückt dem Kind einen Kuss aufs Haar. Dann zieht sie ihm den Rock aus und seufzt. „Chosrau“, sagt sie, „wie oft hab ich dir schon gesagt, du darfst auf keinen Fall rausgehen in dem Rock! Dass du dich nicht den anderen zeigen darfst! Wie oft hab ich's gesagt?“ Das Kind hat sich noch immer nicht beruhigt und vergräbt den Kopf in Chatuns Schoß. „Abtschi¹, alle Kinder auf der Straße haben über mich gelacht! Abtschi, sei du nicht böse auf mich, ja? Sei nicht böse, bitte!“

„Die anderen sollten sich schämen, dass sie über dich gelacht haben. Trotzdem bin ich natürlich böse auf dich, du mit deiner Watte in den Ohren!“

„Abtschi, bitte nicht böse sein, nicht böse mit mir sein, Abtschi! Ich will lieb sein und ab jetzt immer hören. Näh mir die Duhtuluk² ... du nähst mir doch noch die Duhtuluk?“

1 Kosenamen für die große Schwester (A. d. Ü.)

2 Eine traditionelle, einfache Stoffpuppe aus Hormozgan, einer Provinz im Südiran (A. d. Ü.)

Chatun hält einen Moment inne und schaut dem Kind in die verweinten Augen. Dann lächelt sie und tritt an ihre Truhe. Sie holt ein Stück weißen Tetronstoff daraus hervor und wirft ihn auf den Boden. Mit der Schneiderkreide zieht sie einen groben Umriss auf den Stoff. Das Kind klammert sich fest an das Knie der großen Schwester und betrachtet Schritt für Schritt die Entstehung seiner Duhtuluk. Chatun schneidet mit ihrer rostigen Eisenschere den Umriss entlang und näht mit feinen, festen Stichen die beiden Hälften sorgfältig aneinander. Sie stopft die Puppe mit Baumwolle aus und umwickelt sie mit einigen Stoffstreifen, die von einem Tuch übriggeblieben sind. Dann greift sie in ihre Tunika, holt verstohlen einen Lippenstift hervor und färbt die Wangen der Puppe rot. Sie legt dem Kind die Puppe in den Arm. „Hier hast du sie“, sagt sie leise, „aber du musst gut aufpassen; Wenn Nane etwas davon erfährt, bin ich dir böse für immer!“

„Ich schwöre es dir“, sagt das Kind, „ich schwör bei Gott, dass Mama nichts erfahren wird. Abtschi, wieso hat die Puppe keine Augen?“

Chatuns Nähzimmer verschwand und Chosrau stand wieder im vollgerümpelten Abstellraum. Er hob die Puppe auf und nahm sie mit sich ins Haus. Firouze steckte sie in die Waschmaschine, Chosrau föhnte sie trocken. Vorsichtig trennte Firouze die alten Bauchnähte der Puppe auf. Chosrau holte die vergilbte Baumwolle aus dem Bauch und füllte den grobschlächtigen, rechteckigen Körper mit neuer weißer. Firouze versah den Körper der Puppe auf beiden Seiten mit neuen Nähten. Was jahrelang tot gewesen war, erwachte zu neuem Leben. Chosrau setzte die Duhtuluk auf die Spitze des Puppenbergs, dann streckte er sich auf dem Boden inmitten der Puppen aus. „Wir müssen

noch Platz schaffen für die Puppen von morgen“, sagte Firouze, „ich gehe und räume die Küchenschränke aus.“ Chosrau starrte das augenlose Gesicht seiner Duhtuluk an, die hoch oben auf den anderen Puppen thronte, und lächelte. „Nicht nötig“, sagte er. Firouze hielt einen Moment inne. Dann ging sie ins Schlafzimmer und kam mit ihrer Kajaldose zurück. Der Puppe malte sie zwei Punkte auf, an die Stelle der Augen.

Abdul Wahid Rafee: Eine Bekannte aus einer fernen Stadt

Aus dem afghanischen Persisch von Lutz Rzehak

Wer aus Afghanistan kommt und in Berlin lebt, geht hin und wieder, mindestens jedoch einmal in der Woche, auf den Afghanen-Markt – sei es aus Langeweile oder aus Nostalgie. Eigentlich ist der Markt in vietnamesischer Hand, aber in einer Ecke haben Afghanen ein paar Läden und Lagerräume gemietet. Deshalb ist dieser Markt unter den Afghanen, die in Berlin und Umgebung leben, auch als Afghanen-Markt bekannt. Afghanische Händler, die den Geschmack ihrer Landsleute kennen, verkaufen hier Waren, die einer solchen Kundschaft zusagen: ein Joghurtgetränk namens Dogh, ein Barbari genanntes Hefefladenbrot mit Sesam und Schwarzkümmel, den als Naswar bekannten Kautabak, bis hin zu den bei Afghanen beliebten Dampfkochtöpfen und handgeknüpften Teppichen von den Basaren im Tschandawol-Viertel der Altstadt von Kabul.

Ich weiß nicht mehr, was ich auf dem Afghanen-Markt kaufen wollte, als ich an diesem Wochenende

wie üblich dorthin aufbrach. Der S-Bahnhof Landsberger Allee war brechend voll. Die meisten Wartenden waren Vietnamesen oder Afghanen. Natürlich waren auch einige Frauen und Männer anderer Nationalitäten zu sehen, auch Deutsche gab es. In der Menge fiel mein Blick plötzlich auf eine Frau. Ihrem Gesicht nach musste sie mindestens fünfzig oder sechzig Jahre alt sein. Sie hielt einen Einkaufskorb in der Hand und trug einen Mantel, wie ihn viele migrantische Frauen bei Primark kaufen. Dieser Mantel sah nicht aus wie neu gekauft. Ich bemerkte, dass auch sie mich mit einer gewissen Neugier beobachtete. Ein- oder zweimal, als sich unsere Blicke trafen, schaute ich schnell wieder fort. Beim dritten oder vierten Mal ging ich auf sie zu und fragte auf Deutsch:

„Geht es hier zum Vietnamesen-Markt?“ Sie antwortete kurz auf Deutsch: „Ja, ja.“ Dann schaute sie mich an: „Afghane? Afghane?“ Auf Persisch erwiderte ich: „Ja, Sie auch?“ Wir lächelten uns zu. Dann antwortete sie noch einmal auf meine erste Frage: „Ja, hier muss man losfahren.“

An der Art, wie sie das Wort „hier“ aussprach, erkannte ich, dass sie aus Herat kommen musste. Für einen Augenblick brachte mich ihr Dialekt in diese Stadt zurück. Ich erinnerte mich an zwanzig unvergessliche Jahre, die ich in Herat verbracht habe, an die Gassen und Ecken dieser Stadt. Für einen Augenblick überfiel mich Schwermut. Während ich die Frau ansah, brachte die faltige Schönheit ihres Gesichts allmählich eine Person aus Herat und einer nicht sehr weit zurückliegenden Vergangenheit in meine Erinnerung. Die Person, an die ich dachte, war eine angesehene Ärztin und Direktorin eines öffentlichen Krankenhauses. Ich war Beauftragter für die Rechte von Gefängnisinsassen.

Die Stimme der Frau unterbrach meine Gedanken: „Sind Sie neu angekommen?“ – „Ja“, antwortete ich und fragte zurück: „Und wie lang sind Sie schon hier?“ – „Etwas länger als ein Jahr.“ – „Gehören Sie zu denen, die mit dem Flugzeug hierhergebracht wurden“, fragte ich, „oder sind Sie über die Türkei und das Meer gekommen?“ – „Parwasi“, sagte sie, „mit dem Flugzeug.“

Wieder mussten wir beide lachen. Es war das Wort Parwasi, das uns über uns selbst lachen ließ. Parwasi – „die Eingeflogenen“. Dieses Wort war in den letzten zwei, drei Jahren in der afghanischen Community in Deutschland in aller Munde. Damit sind jene Migranten gemeint, die nach der Flucht des Präsidenten und dem Sturz der republikanischen Regierung durch die Taliban von der deutschen Regierung aufgenommen und im Rahmen eines Evakuierungsprogramms aus Kabul oder Islamabad oder auch einem anderen Drittstaat mit dem Flugzeug direkt nach Deutschland gebracht wurden. Parwasi-Migranten haben üblicherweise einen Hintergrund als Menschenrechtsaktivisten, als Journalisten für ausländische Medienunternehmen oder sie waren vermutlich hochrangige Beamte der ehemaligen afghanischen Regierung. Die meisten von ihnen wurden von der NATO mit Flugzeugen in die Vereinigten Staaten gebracht. Einige gelangten nach Kanada und Australien. Manche wurden von Frankreich und Deutschland aufgenommen. Die vielen afghanischen Migranten, die schon länger hier lebten und von denen die meisten erst nach einer langen Reise über Iran, die Türkei und Griechenland nach Deutschland gekommen sind, haben diesen Evakuierten nicht frei von Missgunst den Titel Parwasi verpasst.

Die Frau schaute mich an: „Ich wusste sofort, als ich Sie sah, dass ich Sie von irgendwoher kenne. Wo haben

Sie gearbeitet?“ – „In Herat.“ – „Und wo dort?“ – „In der Kommission für die Überwachung der Gefängnisse.“ Eine gewisse Aufregung schwang in ihrer Stimme, als sie sagte: „Oh, ich erinnere mich, Sie waren ein Kollege der lieben Alia aus dem Frauengefängnis.“ – „Meinen Sie Alia Asisi?“ – „Ja, genau“, sagte sie. „Wie alt Sie geworden sind!“ – „Ja“, erwiderte ich, „die letzten zwei Jahre haben mich alt werden lassen.“

„Haben Sie irgendetwas von der lieben Alia gehört? Wissen Sie etwas über sie?“, fragte sie. „Leider nein. Ich habe nichts mehr von ihr gehört.“ – „Gott gebe, dass ich mich täusche; aber ich glaube nicht, dass man sie am Leben gelassen hat.“ – „Ja, insbesondere, weil sie eine Hazara-Frau war und die Leitung des Frauengefängnisses ein sehr sensibler Posten.“ – „Wie einfach es doch war, sich durch einen einzigen Telefonanruf täuschen zu lassen! Wie kann man diesen Leuten vertrauen? Und Sie wurden nicht angerufen?“ – „Doch“, erwiderte ich. „Dreimal haben sie bei mir angerufen, aber ich bin nicht hingegangen. Das war um dieselbe Zeit herum, als auch Alia ihren Anruf erhalten hatte. Gott sein Dank bin ich nicht hingegangen.“

Bevor die Taliban die Macht übernahmen, war Alia Direktorin des Frauengefängnisses. Wir hatten in der Kommission zur Überwachung der Gefängnisse miteinander zu tun. In den ersten Tagen nach dem Sturz der Regierung erhielt Alia einen Telefonanruf und wurde unter dem Vorwand einer Amnestie in eine Falle gelockt. Danach ist sie noch einmal zur Arbeit gegangen. Seitdem ist sie verschwunden.

Die Stimme der Frau unterbrach meine Erinnerung an Alia: „Wohnen Sie im Heim oder haben Sie eine Wohnung?“ „Im Heim“, sagte ich. „In Berlin eine Wohnung zu finden, grenzt an ein Wunder.“ Sie sagte: „In ganz

Deutschland grenzt es an ein Wunder, aber in Berlin besonders! Wir haben einem Vermittler aus der Community Geld gegeben und eine Wohnung gefunden.“ – „Von diesen dubiosen Vermittlern bleiben wir Afghanen sogar hier in Deutschland nicht verschont.“ Sie lachte: „Wir haben keinen anderen Ausweg gesehen und fünftausend bezahlt. Jetzt hat er für uns eine Zweiraumwohnung gefunden. Ein Jahr haben wir im Heim gewohnt und sogar schon angefangen, uns daran zu gewöhnen. Wenn Sie können, sollten Sie ebenfalls versuchen, aus dem Heim rauszukommen. Man wird doch verrückt, wenn man Küche und Bad mit irgendwelchen fremden Leuten teilen muss.“

Das ständige Gerede über Heim und Wohnung ging mir schon eine ganze Weile auf die Nerven. Immer wenn mir jemand diese Frage stellte, versuchte ich, das Gespräch irgendwie in eine andere Richtung zu lenken.

Während sie sprach, ließ ich die Vergangenheit in meiner Erinnerung vorüberziehen. Das Krankenhaus und das Gefängnis kamen mir wieder in den Sinn. Und die Frau Direktorin, Leiterin eines öffentlichen Krankenhauses! Aber war das überhaupt möglich? Das passte nicht zusammen. Die Frau Direktorin war jung und hochgewachsen und hatte große Augen. In diesem Gesicht hier waren nur noch Spuren dieser Augen zu erkennen. Sie war vielleicht vierzig Jahre alt, aber ihr Gesicht sah aus wie das einer Frau von fünfundfünfzig oder sechzig Jahren!

Ich fragte: „Sind Sie wirklich Dr. Soraya? Die Dr. Soraya, die das große Krankenhaus in Herat geleitet hat?“ Sie lächelte mir zu: „Ja, das bin ich wirklich. Kaum zu glauben, oder?“

Ich konnte es wirklich nicht glauben. Ich war schockiert und erstaunt. Unfassbar, wie viel Charme und

Glanz ein Mensch in nur zwei Jahren verlieren konnte. In demselben Maß, wie ihr Körper – in Herat würde man sagen: „an Saft verloren“ hatte, war sie, wie ich spürte, auch geistig ermüdet und erschöpft. Hilflosigkeit und Depression lagen in ihrer Stimme. In Herat, ihrer Stadt, war ihr Alltag ein ständiges Kommen und Gehen. Sie war eine Frau von Format, vornehm und eine berühmte Ärztin! Wenn man etwas von ihr wollte, musste man, wie die Deutschen sagen, erst einen „Termin“ vereinbaren. Sie stand den Behörden nahe und hatte hohe Ämter inne.

Jetzt steht eine blasse, gealterte Frau in abgetragener Kleidung vor mir. Die Ärztin, die ich einmal kannte, ließ sich von anderen die Autotür öffnen. Die Frau, die hier vor mir steht, hält einen Einkaufskorb in der Hand, voll mit Kartoffeln, Zwiebeln, Tomaten und anderem.

Einen Moment lang dachte ich darüber nach, was das Monster Krieg und Flucht dem Menschen antun kann.

Awadalla: Ich denke immer an Rückkehr

Aus dem Englischen von Maria Hummitzsch

Ich habe viele Male Exil durchlebt.
Von einem Land, angepflockt an meine Papiere.
Von einem Körper, unversehrt nach außen, darunter
zerbrechlich.
Von der Sprache meiner Mutter.
Von den Namen, die man mir gab,
und jenen, die ich hergegeben habe.

Ich habe auch Rückkehr versucht.
Zu halb zerstörten Erinnerungen
Zu nur noch bruchstückhaft abrufbaren Songs.
Zu Straßen, die nicht mehr meine sind,
aber die ich weiter entlanglaufe im Traum.

Früher glaubte ich, das Exil beginne in einem fremden
Land.
Heute frage ich mich, ob es mit dem ersten Atemzug
beginnt.
Ob die Geburt der erste Checkpoint ist, den wir passieren,
und der Tod, Sweet Home,
die Weite der letzten Rückkehr.

Exil ist keine Grenze, die man einmal passiert.
Es ist ein Bluterguss, der ungebeten zurückkehrt
an dem Tag, an dem ich perfekt aussehen will.
Es errichtet in mir neue Wände.
Es lehrt mich zu gehen,
obwohl ich eben erst gekommen bin.

Rückkehr ist kein Ort.
Rückkehr ist ein Hunger,
eine Wiederholung, ein Drängen,
eine Frage in stillen Zimmern
lang nach dem Löschen des Lichts,
ohne Antwort,
zwingend noch zu stellen.

Immer, wenn ich gehe,
sage ich, dass ich wiederkomme.
Immer, wenn ich zurückkehre,
fällt mir auf, dass wieder etwas fehlt.
Mal ist es ein Mensch.
Mal bin ich es selbst.

Es gibt das Exil, das wir selbst wählen.
Und das Exil, das uns auswählt.

Es gibt die Rückkehr, die wir überleben.
Und die Rückkehr, die nicht.

Exil ist Lots Frau, zu Stein erstarrt,
für den dreist gewagten Blick zurück.
Gehäuteter Mythos, zu Fleisch geworden,
Umriss und Bedeutung
für die Sehnsucht nach einer versteinerten Vergangenheit,
einer Ballade, gefangen in einem Blick.

Eine Metamorphose, verlangsamt durch endlose
Verzögerungen,
nicht Verschwinden,
sondern eine ausgegrabene, aufgeschobene Welt.
Ein Schmetterling, der aus den Ruinen auffliegt,
hartnäckig weiter im Werden begriffen.

Ich denke immer an Rückkehr,
als könnte sie die Wunde schließen.
Als gäbe es nicht tausend kleine Fluchten,
die unmittelbar dahinter warten.

Ich denke immer an Rückkehr.
Ich denke immer an Rückkehr.

Mazda Mehrgan: Entbehrung

Aus dem afghanischen Persisch von Sarah Rauchfuß

Hoffnung, Liebe, Sicherheit: nur mehr bittere Nostalgie
Ach, tausendundeine Winterskälte hat dich schon
durchdrungen
Zuhause der Kummer! Angst zu gehen, Heimat nie
gefunden
Nun, da du weinend hältst die Straßen eng
umschlungen
Wird in dir nichts leben mehr als Heimatlosigkeit

Die du ertrugst, zu finden der Ruhe warme Stunden
Krampfgeschüttelter Körper, hustenwunde Lungen
Mit Murmeln, Puppen, Bällen dich spielen sieht
man nie
Spielst Tagelöhner nur, in den Straßen, notgedrungen
Und Messers Narbe trägst du bis heut auf deinem Knie

Seit die strammen Wickeltücher dir jede Regung
nahmen
– noch heut auf deiner Seele peitschenstriemenrote
Bahnen –

Seit unter kaltem Fladenbrot litt der erste Zahn
Suchst du nach Nahrung überall und das seit
vielen Jahren
Hat Hunger dich übersättigt? Oder war's die
Traurigkeit?
Das ist Armut, kleines Mutterherz, sie erzählt die
Geschichte
Bist Versorgerin, nicht Kind, bist der Held der
Geschichte
Trotz Zweifeln, immerwährend, fest noch hältst die
Geschichte
Obgleich du am Ende nichts erhältst in der
Geschichte
Außer Babas einzigem Erbe: anhaltende Krankheit

Deiner müden Füße Spur ist zu sehen in jeder Straße
Dein Lebensweg ein einziges Runddrehen auf
der Straße
Was war dein Baba je dir als eine Wunde voller Salz?
Hast an Stelle sicherer Mutternähe nur die Straße
So halt, statt einer Mutterbrust, fest umschlungen,
du, die Straße

Ahmed Awny: Eine Nacht für den Anführer

Aus dem Arabischen von Leonie Nückell

Juli 1956, Port Said

1

Es war durchaus nachvollziehbar, dass Gamal sich in Ägypten verliebte, nachdem er zum Anführer des Landes ernannt worden war. Obwohl: Ganz so stimmte das nicht. Denn genau genommen hatte Ägypten schon vorher etwas in ihm angeregt, etwas, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Man könnte es „Anziehungskraft“ nennen. Eine Anziehungskraft, die eine volle Stunde vor seiner Amtseinführung plötzlich zu wirken begann, als er mit seinen Eltern und seiner Schwester Zeinab am Esstisch saß. In diesem Moment bedeutete Ägypten für ihn dasselbe wie für die anderen drei, jedoch beschäftigte er sich nicht weiter damit. Eine unterdrückte Wut hatte von ihm Besitz ergriffen, denn er

hörte seiner Schwester dabei zu, wie sie jedes einzelne Wort ihres Vaters ins Englische übersetzte:

Wie sagt man „Kellnerin“, Zeinab?

„Waitres“, Papa.

Gut. Und „Koch“?

„Chef“.

Gamals Neid auf Zeinabs Gewandtheit in der englischen Sprache wurde allenfalls dadurch gemindert, dass ihr Vater ihr zur Belohnung für jede richtige Antwort ein Stück Fisch in den Mund schob. Gamal genoss es, zu beobachten, wie hin- und hergerissen sie war zwischen ihrem Hass auf Essen – denn sie wollte unbedingt so mager sein wie ihre Englischlehrerin Mrs. Brooke – und ihrer Schwäche für die Komplimente ihres Vaters.

Eigentlich war Gamal Zeinab gegenüber gar nicht feindselig eingestellt und er war auch nicht eifersüchtig auf die Liebe ihres Vaters zu ihr. Alles, worum es hier ging, war die englische Sprache. Er konnte sie nicht ausstehen, beziehungsweise, sie ihn nicht, wie er immer sagte. Auf jeden Fall vertrugen sie sich nicht, und so blieb Gamal während der allabendlichen Vokabelabfrage am Esstisch nichts anderes übrig als mit gesenktem Kopf den auf eine Zeitung gebetteten Fisch zu fixieren. Unbehaglich und verlegen hoffte er dabei, dass die Fragen endlich aufhörten. Doch da erkannte er plötzlich Ägypten, zwischen den Resten des gegrillten Fisches, als sähe er es zum ersten Mal – und alles wurde anders.

2

Den Hass auf die englische Sprache hatte er schon früh entdeckt, noch bevor er, der in allen anderen Fächern ein Vorzeigeschüler war, in diesem Fach durch die mittlere Reife fiel.

Er reichte seinem Vater noch nicht bis zum Bauch, als er ihn das erste Mal auf seine Verkaufstouren auf die Kreuzfahrtschiffe begleiten sollte. Sie bestiegen ein Boot auf dem Suezkanal, das sie zu dem vor Anker liegenden Schiff brachte. An diesem Tag verkaufte sein Vater einen Ring mit dem Bild von Nofretete an eine Frau namens Maria. Nachdem sie bezahlt hatte, kniff sie Gamal in den Mund, bat sie, zu warten, und kam mit einer Ananas zurück. Gamal schnappte sich die Frucht, erstaunt über die Beulen und wollte „thank you“ sagen, doch stattdessen entfuhr ihm: „I love you“. Seither hatte er jedes Mal Marias spöttisches Lachen im Ohr, wenn er auf seinem Weg zur Schule oder zurück ein Schiff im Kanal vor Anker liegen sah. Auf's Meer zu schauen, wagte er kaum noch. Und so war er sehr erleichtert, als Zeinab groß genug war, um seinen Vater auf das Boot zu begleiten. Unter den Seeleuten in Port Said galt: Hast du ein Kind bei dir, kannst du den Ausländern auf dem Schiff den größten Schrott andrehen.

Den Todesstoß aber versetzte ihm die englische Sprache ein Jahr nach dem Vorfall mit Maria. Er war mittlerweile so groß, dass ihm die Aufgabe zufiel, Zeinab von ihrer wöchentlichen Englischstunde im Haus von Mrs. Brooke abzuholen. Einmal musste er lange vor der Tür auf sie warten und er hätte auf Arabisch schimpfen können. Auch ein „Echt jetzt, Zeinab?“ hätte gereicht oder gar die Drohung „Ich hol dich nie wieder ab“, irgendetwas, nur nicht das Gestammel, das ihm entfuhr, als seine Schwester gemeinsam mit Mrs. Brooke herauskam und er dachte, er müsste sie jetzt auf Englisch zurechtweisen. Die Worte ließen ihn im Stich und das Einzige, was ihm einfiel, war ein Ausdruck, den er von den ausländischen Jungen auf der Straße kannte: „Fuck you, Zeinab!“ Mrs. Brooke hatte natürlich darauf

bestanden, zu ihren Eltern zu gehen und Zeinab gegen die Beleidigung Gamals zu verteidigen. Wochenlang wurde er hart dafür bestraft.

Die englische Sprache brachte ihm nichts als Schereien, ob nun aus Liebe oder Hass, davon war Gamal überzeugt, und so begann er, sie zu meiden. Den Ausländern in der Stadt begegnete er mit feindlichen Blicken, aus Angst, sie könnten ihn ansprechen und er müsste antworten. Das war, natürlich, bevor ihm die Führung Ägyptens auferlegte, sich doch mit derlei Angelegenheiten zu befassen.

3

Warum bestand Fischer Hassan, Gamals Vater, bei jedem Abendessen darauf, dass er mit dem Übersetzen anfangen würde, trotzdem erwartete er, dass auch Gamal ein Mal antwortete. Die Beziehung seines Sohnes zum Englischen und sein Starren auf den Fisch und die Zeitung, um den Fragen zu entgehen, bereitete ihm schlaflose Nächte. So ein Verhalten war überhaupt nicht angemessen für eine Persönlichkeit, die zu Großartigem bestimmt war.

Diese großartige Bestimmung hatte eine Geschichte: Vier Jahre zuvor hatten Gamal Abdel Nasser und eine Gruppe seiner Offizierskollegen den König gestürzt und verkündet, Ägypten gehöre von nun an den Ägyptern. Fischer Hassan zerbrach sich den Kopf darüber, warum er ihn genau zehn Jahre vor der Revolution Gamal genannt hatte. Warum hatte er ihn nicht Shahata genannt, was nicht nur unschön klang, sondern auch „erbetteln“ bedeutete? Hassans Mutter hatte damit, wie so viele andere, Neidern vorbeugen wollen. Oder einfach Mohamed wie die meisten? Warum Gamal?

Selbst seine Frau wusste es nicht genau. Fischer Hassan hatte damals keinen Gamal gekannt, nach dem er seinen Sohn hätte benennen können, keinen Onkel, weder väter- noch mütterlicherseits, noch nicht einmal einen Freund.

Eine Woche nach dem Militärputsch legte sich Fischer Hassan auf eine klare Antwort fest, auch wenn er nicht wusste, woher sie kam: Es war Vorsehung. Es musste eine Beziehung zwischen seinem Sohn Gamal und dem anderen Gamal geben, der jetzt Ägypten besaß, um es an die Ägypter zu übergeben. Allerdings sprach vieles gegen die Theorie der Vorsehung und Fischer Hassan wurde manchmal wütend, wenn er Gamal beim Essen mit einer Frage überrumpelte. An dem Abend, als Gamal sich seiner Zuneigung zu Ägypten bewusst wurde, während er den Fisch vor sich hin und her schob, hörte Fischer Hassan auf, Zeinab Fragen zu stellen, und wandte sich überraschend an ihn: „Also, was heißt Ananas auf Englisch?“

4

Warum stotterte Gamal, obwohl er die richtige Übersetzung kannte? An diesem Abend hatte er gar keine Angst vor der englischen Sprache. An diesem Abend befasste er sich konzentriert mit einer Zeitungskarikatur von Ägypten, in der es als Frau mit einem bizarren Körperbau dargestellt war, ohne Hintern, dafür aber mit Brüsten, die größer waren als der restliche Körper. Gamal war wie gebannt von dieser Karikatur, und nachdem er sie eine geschlagene Minute angestarrt hatte, schob er den restlichen Fisch beiseite, um sie in Gänze zu betrachten. Es war, als hätte das Bratfett keine anderen Spuren auf der Zeitung hinterlassen als einen einzigen großen Fleck um die Karikatur. Die Frau

saß auf den Schultern Gamal Abdel Nassers und ihre Augen waren so matt, als würde sie gleich einschlafen, während aus ihrem Mund die Sprechblase kam: „Nimm mich mit in den neuen Tag, Gamal!“

Waren es ihre gewaltigen Brüste oder sein Wunsch, selbst einmal eine solche Dame auf den Schultern zu tragen? Es war das erste Mal, dass Gamal aufstand und, ohne darauf zu warten, dass seine Mutter oder Zeinab es taten, freiwillig den Fisch mit der Zeitung abräumte. Davon waren alle ebenso überrascht wie von der übertriebenen Vorsicht, mit der er die Zeitung über dem Fisch zusammenfaltete. Sie schoben es aber auf mangelnde Übung und sein Vater kehrte bald zu seiner Vokabelabfrage zurück.

In der Küche beging Gamal durch seine Unerfahrenheit einen Fehler. Er war so sehr darauf bedacht, das Bild Ägyptens nicht mit den Gräten zu zerkratzen, dass er die Zeitung weit auffaltete, bevor er den Fisch in den Müllsack kippte. Der Sack war so jedoch kleiner als die Zeitung und der halbe Fisch landete auf dem Boden. Das aber interessierte ihn nicht, ihn interessierte nur, dass das Bild so blieb, wie es war, und er wollte jetzt mit ihm allein sein.

Im Badezimmer schaute er es lange an und fühlte, wie ein Schauer durch seinen Körper fuhr, ein Schauer, mit dem er nichts anfangen konnte. So verharnte er minutenlang, unterbrochen nur von einem Jubel, der immer lauter wurde, bis er ihm das Alleinsein mit Ägypten verdarb. Als er schließlich das Bad verließ, erfuhr er, dass der große Gamal gerade im Radio die Verstaatlichung des Suezkanals verkündet hatte. Er folgte seinem Vater zum spontanen Freudentaumel vor dem Haus. Und auch wenn er die Bedeutung der Entscheidung nicht begriff, die der große Gamal

soeben verkündet hatte, entschied er sich mitzufeiern, nachdem ihm ein Freund seines Vaters um den Hals gefallen war und gerufen hatte: „O Gamal, was für eine Freudenbotschaft!“ Der Freund hob ihn sogleich auf die Schultern und schritt mit ihm durch die Menge. Jeder, der ihn kannte, küsste ihn und Gamal wechselte von Schultern zu Schultern. Ihm gefiel die Aussicht von oben auf die Köpfe der Menge unter ihm. Er fühlte sich, als wäre er zu ihrem Anführer ernannt worden, und wünschte sich, seinem Land noch lange in dieser Position dienen zu können. Doch bald schon verlief sich die Demonstration und er wurde wieder der Kleine, der an der Hand seines Vaters ging. Unterwegs hörte er Dinge über Ägypten, die er nicht verstand. Er schnappte nur so viel auf, dass das Land irgendwie gestohlen worden war und wegen Gamal Abdel Nasser nun als „unser Eigentum“ zurückkehrte, und er verstand, dass mit „unserem Eigentum“ das Eigentum der Feiernden auf der Straße gemeint war, also das seines Vaters und der Nachbarn.

Als sie die Stufen hinauf zur Wohnung gingen, sagte sein Vater zu ihm: „Herzlichen Glückwunsch, Gamal!“ Und er fühlte, dass er etwas verwirklicht hatte. In der Wohnung wartete seine Mutter auf sie, mit matten Augen, als würde sie gleich einschlafen, und sagte: „Gott steh uns bei, jetzt wird es Krieg geben!“

Vielleicht stand er deshalb mitten in der Nacht auf, während alle schliefen, und dachte daran, wie einer gejubelt hatte: „Gamal, Sohn Ägyptens!“ Die Küche war blitzblank, keine Spur mehr von dem Fisch, den er hatte fallen lassen, und bevor ihm plötzlich die Idee kam zu baden, warf er das Bild Ägyptens in den Müll, weil er sich sicher war, dass es nicht richtig war, seine Brüste zu betrachten, egal wie sehr er ihre Größe bewunderte.

Mahtab Yaghma: Arten der Umarmung

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

Ich saß in einem Bus, der mich fortfuhr von dir
Die warmen Hände, ferne, bedrücken nur mehr
Ich seh'n mich danach, durchs Haar dir zu streichen
Dein grauer Ledermantel, nun fehlt er mir sehr

Einen Tag schon und einige bittere Stunden
War ich ohne dich, da sahst du mich plötzlich an
Im Blick des Fahrers, der mein Liebhaber wurde
Zwischen traurigen Liebessongs aus Khorasan

Tiefbraune Augen, und ich dachte: Wie deine!
Nur war da Wärme im Blick, ich sag's frei heraus
Im Rückspiegel lachten seine Augen mich an
Und auch sein Mantel vertraut: Leder, dunkelgrau

Dich fest umschlingen, dem Übermut freie Bahn!
Umschlungen von wilden, fieberhaften Armen
Einen Kuss drücken auf entzündete Lippen
Und zärtlich streichen über den Kopf und das Haar

Briefe

Durch den Kopf ging mir vieles in seinen Armen
Wie ich mich in dich verliebt und später die Flucht
Deine Augen, dein Haar, der Klang deiner Stimme
Und in der vollkommenen Bindung – mein Bruch

Ich hab dich auf so viele Arten umschlungen
Auf so viele Arten, doch da kam nichts wieder
Weder Liebe noch Küsse, kein Blick, keine Hand
Du als Einziger streutest mir Sand auf die Lider

Ich hab dich auf so viele Arten umschlungen
Auf deine Rechnung geht es, dies junge Leben
Unter Fremden im Bus, der mich fortfuhr von dir
Bist du im Blick aller Reisenden gewesen

Der folgende Briefwechsel ist im Rahmen von „Untold Narratives – Weiter Schreiben. Briefwechsel mit afghanischen Autorinnen“ entstanden. Seit 2022 veröffentlichen wir Briefe von afghanischen und deutschsprachigen Schriftstellerinnen. 2025 haben sich Shamsia und Francesca Melandri, Tamanna Easer und Yael Inokai sowie Zaheda und Judith Hermann geschrieben. Shamsia und Zaheda veröffentlichen aus Sicherheitsgründen unter Pseudonym, sie leben nach wie vor in Afghanistan. Tamanna Easer lebt mittlerweile im englischen Exil.

„Untold Narratives“ ist ein Förderprogramm für Schriftstellerinnen in Krisen- und Konfliktgebieten mit Sitz in London. Das Projekt „Untold Narratives – Weiter Schreiben. Briefwechsel mit afghanischen Autorinnen“ ist eine Kooperation der KfW Stiftung, Untold Narratives CIC und *Weiter Schreiben*.

Brief 1

Shamsia an Francesca Melandri, 22. Mai 2025

Kann eine Frau in Afghanistan ein gutes Leben führen? Und was bleibt sonst?

Aus dem afghanischen Persisch von Bianca Gackstatter

Liebe Francesca,

es mag sein, dass ich dies hier schreibe, um mein eigenes Herz zu trösten. Mein Geist ist bestimmt von Gedanken, die um das Leben und den Tod kreisen: einerseits um die Angst vor dem Tod, die sich vor allem aus der Befürchtung speist, am Ende etwas Wesentliches nicht erlebt zu haben. Andererseits aber beschäftigt mich die Hoffnung auf ein gutes Leben und die Frage, ob es mir möglich sein wird, ein solches Leben zu führen. Jedes Mal, wenn ich an das Ende denke, wird mir der Sinn des Lebens klarer – als bedeutete diese Angst eine Einladung zum Leben und nicht zur Flucht davor.

Diese Gedanken kamen mir zum ersten Mal vor zwei Jahren. Ich war an der Universität. Eine Frau betrat unseren Seminarraum und gab allen von uns ein Blatt. „Das ist ein Fragebogen zu Ihrer psychischen Gesundheit“, sagte sie. „Ich möchte, dass Sie ihn ehrlich beantworten.“

Ohne groß nachzudenken, beantwortete ich die Fragen. Die anderen lachten, als sie den Fragebogen durchlasen, als wollten sie ihre Angst hinter ihrem Lachen verbergen. Vielleicht konnten sie nicht zugeben, dass sie nicht glücklich sind. Vielleicht war es einfacher zu lachen als zu weinen, denn in Afghanistan stellt das Weinen einer Frau ein Zeichen der Schwäche dar, das Lachen schützte sie. Schließlich kam ich zur letzten Frage: „Hatten Sie jemals Suizidgedanken?“ An dieser Frage blieb ich hängen, das Lächeln schwand von meinen Lippen. Und automatisch antwortete ich mit „Ja“.

Wenige Tage später rief mich die Frau in ihr Büro. Sie fragte mich, weshalb ich in einer Gruppe von dreißig Befragten wohl die Einzige sei, die Suizidgedanken hätte. Ich wusste keine Antwort, aber sie versuchte weiter, den Grund dafür herauszufinden. Aus einem mir nicht bewussten Grund hatte ich mich offenbar spontan für die Antwortmöglichkeit „Ja“ entschieden. Und ich fragte mich: Habe ich wirklich schon einmal an Selbstmord gedacht?

Solange ich mich erinnern kann, haben die Leute versucht, mich davon abzubringen, über den Tod zu schreiben. Sie sagten, wenn ich eine erfolgreiche Schriftstellerin sein wolle, müsse ich Hoffnung vermitteln, keine Verbitterung. Ich habe den Eindruck, sie wünschen sich immer ein Happy End. Wenn ich mir das Leben in Afghanistan so ansehe, kann ich jedoch keine Aussicht auf ein Happy End erkennen, denn in Afghanistan ist Glück meist die Ausnahme, nicht die Regel. Warum sollte man sich dann mit Geschichten etwas vormachen? Ich möchte niemandem zu nahe treten, aber die Menschen entziehen sich auf merkwürdige Weise der Realität. Lass mich dir dazu eine Anekdote erzählen: Als ich fünfzehn Jahre alt war, berichtete

mein Großvater von einem Mann, der angeblich von den Toten wiederauferstanden war. Ich fragte mich, wie das möglich sein konnte, aber mein kindlicher Verstand fand keine Antwort. Als ich ihn schließlich einmal von Nahem sah, entpuppte er sich als ein ganz gewöhnlicher Mann, gezeichnet von einer tiefen Traurigkeit. Er sprach nicht. Die Leute sagten, er habe Gott gesehen und sei darüber stumm geworden. Alle stellten ihm Fragen zu jener anderen Welt: „Wie sah es dort aus?“ Oder, etwas naiv: „Hast du mich gesehen, hat Gott mir vergeben?“ Diese Begegnung hat meine Gedankenwelt nachhaltig verändert, denn ich konnte nicht herausfinden, ob der Mann glücklich war, wieder ins Leben zurückgekehrt zu sein. Dies alles ist inzwischen Jahre her, aber manchmal würde ich diesen Mann gern wiedersehen und mich mit ihm unterhalten. Ich würde ihn fragen, wie sich der Tod angefühlt hat.

Aber vielleicht fragst du, liebe Francesca, dich ja gerade, warum ich so neugierig auf den Tod bin. Ehrlich gesagt, habe ich große Angst vor dem Tod. Ich weiß, es klingt ein bisschen idiotisch, aber je mehr ich über das Leben nachdenke, desto dunkler und beängstigender erscheint mir der Tod. Als hätte er in Afghanistan eine andere Gefühlsqualität oder eine andere Färbung, habe ich Angst, dass ich vielleicht keine Gelegenheit mehr haben werde zu schreiben, das Leben zu genießen, ja, auch Fehler zu machen. In Afghanistan ist das jedoch ein Privileg und kein Recht. Und dieses Privileg wurde uns Frauen genommen. An einem Ort, an dem unser Leben von männlichen Regeln, erstickenden Traditionen und Angst vor dem Morgen geprägt ist, hat jede Gelegenheit ihren Preis. Ich habe eine jugendliche Sehnsucht danach, etwas Großes zu leisten, etwa den Nobelpreis zu gewinnen. Auf meinem Weg jedoch

liegen unzählige Sackgassen – auf der einen Seite die Taliban, die sagen: „Du bist eine afghanische Frau, also ist deine Flughöhe begrenzt und auf der anderen Seite die Angst, für eine unbekannte Zukunft zu kämpfen und die Angst vor dem Tod. Ich habe Angst, dass es danach keine Spur mehr von mir geben wird und ich völlig vergessen sein werde. Oder dass diese Spuren, wenn ich welche hinterlassen sollte, nicht deutlich genug gewesen sein könnten.

Da du nun weißt, liebe Francesca, dass ich Angst vor dem Tod habe, sage ich dir auch, was genau ich den Mann eigentlich fragen wollte. Tief im Inneren ist mir klar, dass das Bescheidwissen über den Tod nichts für mich ändern würde, aber vielleicht würde es meine Angst ein wenig mildern: Ich würde so gern erfahren, wohin die Seele wandert, wenn der Tod gekommen ist, und ob es möglich ist, all seine Sehnsüchte zu vergessen. Weißt Du, der Tod selbst erscheint mir gar nicht so erschreckend. Viel quälender ist für mich der Gedanke daran, was danach kommt. Man verschwindet einfach von dieser Welt, als hätte man nie existiert – kaum sind ein paar Jahre vergangen, ist man von allen vergessen. Was für ein trauriges Ende ist das und wie unfair! Ich wüsste daher zu gern, wann ich sterben werde, damit ich noch all das tun kann, worauf ich Lust habe – Ich möchte in die Berge gehen, ich wünsche mir, dass jemand meine Stimme hört. Wir Frauen sind im Schatten aufgewachsen, aber unsere Herzen leuchten wie die Sonne. Ach, in Afghanistan sollte man sein Herz nicht an irgendwelche Träume hängen. Und vielleicht ist es darum auch besser, nichts Genaueres über den Tod zu wissen.

Am besten gewöhne ich mich wohl einfach daran, während ich bis zu meinem Ende jeden Moment dieses beschwerlichen, aber doch auch schönen Lebens mit

Liebe lebe. Meine Angst vor dem Tod kann ich nicht unterdrücken, aber ich muss einen Weg finden, mit ihr zu leben.

Ich kehre zu meiner Ausgangsfrage zurück: Habe ich wirklich einmal an Selbstmord gedacht? Ja, über den Tod habe ich nachgedacht, aber nicht mit der Absicht, mir das Leben zu nehmen. Ich dürste ja nach Leben, nach Freiheit und Lachen. Angesichts der aktuellen Situation in Afghanistan - ich wurde von der Universität ausgeschlossen, weil ich eine Frau bin und fühle mich wie in einem Käfig gefangen –, denke ich inzwischen mehr denn je über Selbstmord nach. Wenn alle meine Träume im Keim erstickt werden, wenn auf der Straße unterwegs zu sein, ja, wenn schon ein Lachen zu etwas Gefährlichem wird – wer wollte sich da noch ans Leben klammern? Als Frau in Afghanistan zu leben ist nichts weniger als der Tod. Als Frau habe ich das Gefühl, dass die eigene Existenzberechtigung immerzu in Frage gestellt wird, so als ob es ein Verbrechen wäre, eine Frau zu sein. Ständig muss man sich rechtfertigen, warum man leben, studieren, atmen möchte. In Afghanistan eine Frau zu sein, bedeutet, jeden Tag ein Stückchen mehr von sich zu begraben – die Freiheit, die Träume, das Lachen, die Stimme...

Gerade als ich gelernt hatte zu fliegen, wurden mir die Flügel abgeschnitten. Selbstmord kann keine Lösung sein, wir Menschen haben keine Befugnis dazu. Aber ich glaube daran, dass Gott so gütig sein wird, mir nach dem Tod ein besseres Leben zu schenken. Diese Hoffnung und dieser Glaube halten mich am Leben. Sie nehmen mir die Angst vor dem Tod und lassen mich stark bleiben.

Shamsia

Das Leben ist das kostbarste Geschenk

Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell

Liebe Shamsia,

wie habe ich mich gefreut, endlich deinen Brief zu bekommen! Danke, dass du diese sehr persönlichen, ja schwierigen Gedanken mit mir teilst. Das bewegt mich dazu, dir im Gegenzug auch etwas sehr Persönliches von mir zu erzählen – etwas, das mir sofort in den Sinn kam, als ich deine Zeilen las.

Vor drei Jahren, als die Pandemie schon zwei Jahre währte, hatte ich Covid. Ich hatte einen milden Verlauf – bei einer Grippe habe ich mich häufig wesentlich schlechter gefühlt. Schon nach wenigen Tagen war das Fieber weg und mein Test negativ. Ich war sehr erleichtert, dass alles so harmlos verlaufen war. Ungefähr 48 Stunden nach dem negativen Testergebnis jedoch wachte ich mitten in der Nacht auf, und als ich aufzustehen versuchte, schwankte der Boden unter mir, als befände ich mich bei stürmischer See auf ei-

nem Schiff. Ich fiel auf die Knie. Und vor allem hatte ich keine Ahnung, wo ich war oder *wer* ich war.

Die Tage danach, liebe Shamsia, werde ich dir nicht im Detail beschreiben, zumal sie in meiner Erinnerung verschwommen sind. Kurz gesagt, war das, was ich da erlebte, ein ziemlich schwerer Fall von Long Covid, jenem mysteriösen Zustand, der viele Menschen – einen von zehn! – nach überstandener Covid-Infektion befällt und dessen Schwere, wie in meinem Fall, in keinem direkten Verhältnis zur Schwere der Covid-Erkrankung selbst steht. Als „Long Covid“ bezeichnen Mediziner eine ganze Bandbreite verschiedener Zustände, von schlichter Müdigkeit über neurologische Probleme – wie bei mir – bis hin zu schweren Organschäden. Ich war irgendwo in der Mitte: Einige Monate lang fehlte mir die Energie aufzustehen, ich schaffte es kaum, von meinem Sofa hochzukommen. Aber ich hatte keine Schmerzen und mein Leben war nie in Gefahr. Long-Covid-Symptome können also sehr unterschiedlich sein, sie haben nur einen gemeinsamen Nenner: Sie müssen nach dem negativen Testergebnis mindestens drei Monate lang andauern – der Schlüsselbegriff ist „lang“.

Aber, liebe Shamsia, es geht mir hier nicht um meinen Körper, sondern ich möchte dir erzählen, was mit meinem Geist geschah.

Die meisten Menschen erleben während oder nach Covid eine Art geistiger Trägheit, eine Art Verwirrung – „Brain Fog“ nennt sich das. Aber meine Gedanken waren nicht nur langsamer oder weniger klar als sonst. Wir stellen uns das Denken ja so vor, dass wir „einem Gedankengang folgen“ – Gedanken haben für uns diese lineare Qualität einer Vorwärtsbewegung; aber für mich fühlte es sich an, als wäre der Weg – der „Gang“ – meiner Gedanken von einem riesigen Haufen Müll

versperrt, so dass ich erst etwas von diesem Müll beiseiteschieben musste, um auch nur einen einzigen Schritt vorwärts machen zu können, und dann noch mehr Müll für den nächsten Schritt und so weiter und so weiter, bei jedem einzelnen Schritt ging das so. Die einfachste geistige Tätigkeit war ein erschöpfender, quälend langsamer Prozess, selbst schlichte Gedanken zu formulieren wie „Es ist zehn Uhr“ oder „Ich muss den Arzt anrufen“. Schlimmer noch, wenn ich diese rudimentären Gedanken zu äußern versuchte, kamen häufig beliebige Wörter aus meinem Mund, die nichts mit dem zu tun hatten, was ich eigentlich meinte. Es gab sogar Momente, in denen ich die Frage: Wer bist du? nicht mit Gewissheit beantworten konnte. Ich nahm irgendwie an, ja, ich bin ich, Francesca, aber ich war mir nicht immer vollkommen *sicher*. Kurz, es fühlte sich an, als wäre das, was mich zu einem Menschen macht – mein Bewusstsein – zum Stillstand gekommen, während ich zugleich noch klar genug im Kopf war, um meinen Zeitlupen-Absturz in die Demenz zu bezeugen.

Liebe Shamsia, ich hatte noch nie in meinem Leben so furchtbare Angst.

So schlimm war es allerdings nicht die ganze Zeit. Der beschriebene Zustand dauerte manchmal nur ein paar Augenblicke, manchmal Stunden, manchmal Tage. Nach einiger Zeit gewann ich meine geistigen Fähigkeiten allmählich zurück, und obwohl ich immer noch extrem erschöpft war, empfand ich große Erleichterung. Mein Gehirn schien sich zu erholen, und ich hoffte, dass das Schlimmste überstanden war. Doch nach etwa einer Woche fiel ich in den beängstigenden Zustand zurück. Danach wurde es wieder besser. Und dann kam ein dritter Rückfall. Das war der Moment, in

dem ich die Hoffnung zu verlieren begann. In dem ich mich zum ersten Mal fragte: Wird es so für den Rest meines Lebens sein? Werde ich mehr und mehr in die Demenz abgleiten, zunächst noch voller Angst vor dem, was mit mir passiert, bis ich eines Tages so weggetreten bin, dass ich mich nicht einmal mehr fürchte, und das elementare Ich, mit dem ich mich mein Leben lang identifiziert habe, einfach verschwindet?

Und da, liebe Shamsia, dachte ich auf einmal: Wenn das der Weg ist, der vor mir liegt, möchte ich ihn nicht gehen. Ich möchte nicht leben, ohne ich zu sein. Ich möchte nicht, dass meine Kinder und alle anderen, die mir nahestehen, mit der Pflege eines Körpers belastet werden, der aussieht wie ich und meinen Namen trägt, aber nicht mehr wirklich „ich“ ist. Anders gesagt, dachte ich: Wenn dies unumkehrbar ist, dann möchte ich es beenden. Und „es“ hieß in diesem Zusammenhang: das Leben.

Zum Glück, liebe Shamsia, war das nicht nötig. Der dritte Rückfall war zugleich der letzte. Meine geistigen Fähigkeiten kehrten zurück und blieben. Nach ungefähr sechs Monaten konnte ich schließlich sogar weiter an dem Buch arbeiten, das ich zu schreiben angefangen hatte, bevor ich an Covid erkrankte. Ich kam langsam wieder zu Kräften, und auch wenn sie nicht mehr so sind wie vorher – ich habe gelernt, sie mir einzuteilen.

Weißt du, liebe Shamsia, abgesehen von ein paar leichten Unpässlichkeiten war ich immer mit guter Gesundheit gesegnet. Diese Kostprobe einer lebensverändernden Krankheit war eine neue Erfahrung für mich, und ich hoffe, dass ich nie vergessen werde, welche Erkenntnisse sie mir beschert hat.

Die erste Erfahrung ist das Gefühl, abgrundtief einsam zu sein, getrennt vom Rest der Menschheit, der „gesunden Mehrheit“. Diese Einsamkeit hat zwei Aspekte. Einer besteht, ganz praktisch, darin, dass du von all dem Leben, an dem du nicht teilnehmen kannst, abgeschnitten bist. In diesen Monaten erschöpfte und verwirrte mich schon eine zwanzigminütige Unterhaltung, und für die Besuche meiner Freundinnen und Freunde musste ich mich regelrecht wappnen – obwohl ich mich natürlich zugleich auf sie freute. Die Unsichtbarkeit von Menschen mit einer Beeinträchtigung war plötzlich keine abstrakte Vorstellung mehr, wie sie es in meinem gesunden Leben bisher gewesen war. Sie wurde ganz konkret, nämlich durch das, was die Menschen, die mich nur in diesen zwanzig Minuten sahen, zu mir sagten: „Du siehst schon viel besser aus“, ohne zu ahnen, dass ich, nachdem sie gegangen waren, mehrere Stunden eingerollt auf dem Sofa verbringen musste, um mich von der immensen Konzentrationsanstrengung zu erholen, die es mich gekostet hatte, durch besagten Haufen Geistesmüll hindurch mit ihnen zu sprechen.

Der andere, noch schmerzhaftere Aspekt bestand darin zu merken, dass niemand, der nicht selbst etwas Ähnliches erlebt hat, wirklich verstehen kann, was du gerade durchmachst. Und die Menschen, die am wenigsten dazu in der Lage sind, wünschen dir oft mit dem größten Nachdruck, gesund zu werden. Für viele dieser wohlmeinenden Menschen vermischt sich der Wunsch, dass du, die Kranke, gesund wirst, mit ihrer eigenen, sehr menschlichen Angst vor Krankheit (und Tod), weshalb sie paradoxerweise häufig am wenigsten fähig sind, anzuerkennen, dass es dir wirklich, wirklich nicht gut geht. Und so wird ihr gut gemeinter Wunsch

zu einem weiteren Stressfaktor in einer ohnehin schon stressreichen Situation; er radiert deine gelebte Erfahrung aus, und das steigert die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Jetzt, liebe Shamsia, möchte ich dir erzählen, wie es mir ging, als es vorbei war. Ich fühlte mich, als wäre ich aus einem schrecklichen Gefängnis befreit worden, nachdem ich geglaubt hatte, ich müsse den Rest meines Lebens dort verbringen. Und genauso, wie ich noch nie eine so furchtbare Angst gehabt habe, kann ich auch sagen: Ich habe noch nie eine so tiefe Freude empfunden wie in den Momenten, als mir nicht nur mein Leben wiedergegeben wurde, sondern das Gefühl, *ich* zu sein. Ich nehme an, so geht es auch Menschen, die tödliche Unfälle überleben. Ich war immer noch sehr schwach und die meisten praktischen Dinge waren immer noch schwierig – aber mein Gehirn war zurück, mein Geist war zurück, *ich* war zurück! Es fühlte sich an wie eine Wiederauferstehung. Jeden einzelnen Moment empfand ich als einen unerwarteten Segen. Einige Monate lang badete ich in einer Art innerem Leuchten: Das Leben ist das kostbarste Geschenk, und ich war mir dessen voll und ganz bewusst.

Das Leuchten hielt natürlich nicht ewig an, ich bin nicht mehr in diesem Zustand einer Dankbarkeit, die Höhen und Tiefen des Lebens sind in all ihrer unaufdringlichen Normalität wieder da. Aber ich versuche, es nicht zu vergessen.

Und zuletzt: So viele Menschen, denen ich all dies erzählt habe, sagen mir, dass sie oder ihnen nahestehende Menschen etwas Ähnliches durchgemacht haben.

Die Zahl derer, die unter chronischen oder sehr ernststen postviralen Infektionen leiden – nicht nur Long Covid, sondern zum Beispiel auch das Chronische Fatigue-Syndrom (CFS) –, ist gewaltig. Es sind schätzungsweise Millionen, doch ihre häufig lebenszerstörenden Leiden sind für den Rest der Gesellschaft unsichtbar. Sie kommen auch nicht in den Nachrichten vor, und ich gestehe beschämt, dass ich die Dimension dieses Problems nie verstanden noch vielleicht Interesse dafür aufgebracht hätte, wäre ich nicht selbst davon betroffen gewesen. Und deshalb wollte ich dir davon erzählen. Denn weißt du, liebe Shamsia, als ich von der Antwort las, die du in dem Fragebogen gegeben hast, da dachte ich: Ich bin mir sicher, dass Shamsia nicht die Einzige in jener Klasse war, die schon Suizidgedanken gehabt hatte. Wer weiß, wie viele der anderen Frauen, die den Fragebogen ausfüllten, in der Stille und Einsamkeit ihrer Verzweiflung in Betracht gezogen hatten, sich das Leben zu nehmen. Aber nur du, liebe Shamsia, warst bereit, offen darüber zu sprechen – und genau das ist es, was eine Schriftstellerin tun würde.

Sehr herzlich
Francesca

Brief 3

Shamsia an Francesca Melandri, 20. August 2025

Brüche können Fenster für das Licht sein

Aus dem afghanischen Persisch von Bianca Gackstatter

Liebe Francesca,

ich habe deinen Brief mehrmals sorgfältig und mit tiefem Respekt gelesen. Mit jedem Lesen habe ich etwas Neues darin entdeckt – etwas Menschliches, Schmerzliches, aber auch Leuchtendes. Du hast nicht einfach nur von deinen Erfahrungen berichtet, sondern sie durch deine Worte lebendig werden lassen – als hätten die Worte selbst einen Teil deines Leids mitgetragen. Weißt du, am meisten berührt hat mich – neben deiner Beschreibung der körperlichen und geistigen Symptome der Krankheit – vor allem das, was über den Schmerz hinausging und in den Bereich der Identität hineinreicht. Du hast von Momenten berichtet, in denen du nicht mehr wusstest, wer du eigentlich bist – solche Zustände stellen für mich eine der schlimmsten Formen menschlichen Leidens dar. Doch aus dem Herzen dieser Finsternis bist du nicht nur wieder ins Leben

zurückgekehrt, sondern hast deinen Weg mit einem tiefen reichenden Blick fortgesetzt.

Die Frage, die du dir gestellt hast, war auch für mich lange Zeit von einer Aura des Ungewissen umgeben: Manchmal vergaß auch ich, wer ich eigentlich war – oder vielleicht habe ich mich selbst auch überhaupt nicht gekannt. Selbsterkenntnis erreicht man nur über einen inneren Prozess. Ich glaube, dass viele Menschen sich ihrer selbst nur wenig bewusst sind. Die meisten scheinen sich eher an dem zu orientieren, was andere von ihnen wollen, und weniger an dem, was ihnen selbst wirklich wichtig ist. Oft bemühen wir uns um Anpassung oder schauen zu einer Autoritätsperson auf, von der wir häufig nicht genau wissen, ob sie tatsächlich vertrauenswürdig ist. Diese Neigung zeigt sich nicht nur im äußeren Erscheinungsbild, sondern auch im Verhalten, im Denken und sogar in der Lebensweise der Menschen. Viele meinen, dass sich Identität aus Vermögen, Status oder vergänglichen irdischen Attributen zusammensetzt; in Wahrheit aber sind ihre Wurzeln natürlich tiefer und beständiger. Unsere wahre Identität liegt in jenen Bereichen unserer Existenz, die unabhängig sind von der Zustimmung anderer zu den Werten, Überzeugungen oder Bedeutungen, die wir selbst dem Leben geben.

Meine liebe Francesca, schon lange beschäftigt mich die Frage, wie ich leben soll und was mein Ziel im Leben ist. Ich habe erkannt, dass dieses Ziel die Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ ist. Ich lebe in einer Gesellschaft, in der den Frauen für gewöhnlich keine große Bedeutung zuerkannt wird. Das ist vor allem in der althergebrachten traditionellen Lebensweise der afghanischen Bevölkerung begründet und in Denkweisen, denen zufolge die Frauen an die häusliche Umgebung

gebunden sind. Eine Zeit lang habe ich versucht, zu mir zu finden – ein schwieriges Unterfangen, wenn man gerade an der Schwelle zur Selbstfindung angekommen ist und plötzlich eine Gruppe daherkommt und einem diesen Weg zur Erkenntnis für Jahre versperrt – natürlich meine ich die Taliban. Nur Gott weiß, ob sie sich selbst jemals wirklich in Frage gestellt haben. Sie handeln, ohne den Grund für ihre Handlungen zu kennen – zum Beispiel nehmen sie Frauen das Recht auf Arbeit, Bildung und Freiheit. Den Grund für ihr Handeln kennen sie vermutlich deshalb nicht, weil sie sich noch nie mit der Frage „Wer bin ich?“ auseinandergesetzt haben. Ich führe diese Überlegung an, weil ein Aspekt der Selbsterkenntnis darin besteht, die Wahrheit zu erkennen und zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Und gerade daran mangelt es den Taliban. Sie können eben nicht zwischen Richtig und Falsch unterscheiden, sondern setzen unreflektiert den Weg fort, den ihre Väter eingeschlagen haben. Ich glaube nicht, dass sich die Lage in Afghanistan in den nächsten Jahren verbessern wird. Wir jungen Frauen betrachten uns als Opfer dieser Situation. Manchmal wünsche ich mir, ich hätte einige Jahre vor dieser Taliban-Ära gelebt oder wäre woanders geboren. Ach, wie sehr ich mir das wünsche!

Liebe Francesca, ich möchte gar nicht von der Frage „Wer bin ich?“ abweichen, aber manchmal wird mir das Leben so schwer, dass ich, wenn ich mich betrachte, gar nicht mehr genau weiß, wen ich da eigentlich vor mir habe. Dann frage ich mich, ob das noch dieselbe Person ist, die sich einmal vorgestellt hat, ihre Zukunft selbst gestalten zu können. Oder bin ich in den Augen der anderen nur noch ein Schatten, der nicht einmal mehr den Mut hat, so zu leben, wie ich es gerne möchte?

Vielleicht rede ich deshalb ständig mit mir selbst, diskutiere mit mir, feinde mich manchmal sogar an. Ich bin angespannt und weiß nicht, warum. Vielleicht wegen der Lage in Afghanistan? Ach, Francesca, ich möchte am liebsten laut schreien, aber ich bringe keinen Ton heraus. Vielleicht hat sich meine Stimme in meinen Gedanken und meinen Zukunftsängsten verloren.

Meine liebe Francesca, für mich bist du das lebende Beispiel eines Menschen, der durch die Tiefen von Finsternis und Leid gegangen ist und trotzdem immer noch aufrecht steht. Du zeigst mir, dass Brüche Fenster für das Licht sein können und dass jeder Riss in der Seele eine Stelle markiert, durch die Glaube und Hoffnung eintreten können. Auch wenn du still und erschöpft bist, vergiss nicht, dass du trotzdem auf dem Weg bist, auf dem Weg zur Wahrheit, der diese noch fragile Identität allmählich in ein vollständigeres, tieferes Ich verwandeln wird. Vielleicht hast du dein wahres Ich noch nicht erreicht, aber jeder Schritt, den du gehst - auch in der Stille oder im Zweifel -, bringt dich ihm näher. Bleib also dabei und geh weiter, auch wenn du dich manchmal in dir selbst verlierst! Du bist nämlich nicht nur ein Ich, sondern lebst auch die Geschichte eines Menschen auf der Suche nach einem Weg aus der Dunkelheit ins Licht – und das ist die größte Wahrheit.

Manchmal denke ich, dass die Frage „Wer bin ich?“ eine Falle ist. Vielleicht liegt die Wahrheit gar nicht in der Antwort, sondern im Leiden auf der Suche nach einer Antwort. Vielleicht stirbt der Mensch genau in dem Moment, in dem er zur Wahrheit gelangt. Aber die Wahrheit ist lebendig. Um Selbsterkenntnis zu erlangen, muss man in die Tiefen der eigenen Existenz vordringen und in seine Seele blicken, um dem wahren Ich

begegnen zu können. Wenn mich jetzt jemand fragen würde, wer ich bin, würde ich vielleicht antworten, dass ich eine Suchende bin, unterwegs, die Wahrheit und letztlich mich selbst zu finden. Und wenn ich dich nun fragen würde, wer du bist, was würdest du antworten? Ich würde zu gern erfahren, wie du darüber denkst.

Mit lieben Grüßen
Deine Shamsia

Wer bin ich? Das ist die alles entscheidende Frage

Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell

Meine liebe Shamsia,

gestern habe ich meinen Brief an dich fertig geschrieben – oder das, was mein Brief an dich sein sollte. Ich wollte ihn gerade an diejenigen abschicken, die hier unseren Austausch ermöglichen, als ich las, was inzwischen passiert ist: Die Taliban haben in ganz Afghanistan das Internet abgeschaltet.

Wie reagiert man darauf?

Wie stellt man sich der Dunkelheit, der Grausamkeit, der Dummheit.

An dich ging natürlich mein erster Gedanke, liebe Shamsia. Wie du dein Innenleben beschrieben hast, nachdem die Taliban Afghanistan für alle Frauen dort in ein Open-Air-Gefängnis verwandelt hatten. Als ich von der neuesten Entwicklung las, kam mir mein Brief an dich ... belanglos vor. Nichtig. Und das nicht nur,

weil ich jetzt nicht mehr sicher bin, wann du ihn wirst lesen können oder ob überhaupt jemals.

Wie in deinem ersten Brief hast du auch in deinem zweiten mutig deinem Schmerz und Verlustgefühl Ausdruck verliehen, deiner Verzweiflung. Und doch habe ich mich von ihm seltsam getröstet gefühlt. Nicht weil du so freundliche Worte für mich gefunden hast, für die ich dir herzlich danke, auch wenn ich nicht weiß, ob ich sie verdient habe. Was mich vielmehr tröstete, war das überraschende und doch unglaublich starke Gefühl der Verbundenheit mit deinen Gedanken, und mehr noch mit dir selbst, Shamsia. Mit der Frau, die du bist, dem echten Menschen.

Dies hast du über die Taliban geschrieben: „Wahrscheinlich wissen sie gar nicht, warum sie so handeln, wie sie handeln, denn sie haben sich nie mit der Frage beschäftigt: ‚Wer bin ich?‘“

Als ich diesen Satz las, rief ich unwillkürlich Ja! Ich hätte ihn selbst schreiben können.

Tatsächlich habe ich das sogar getan. Jedenfalls etwas ganz Ähnliches, vor einigen Jahren in einem meiner Romane. Die Hauptfigur denkt über die tieferen Ursachen des Rassismus nach, sowohl in der italienischen Gesellschaft der Gegenwart als auch während des Faschismus, als ihr Vater als Besatzer nach Äthiopien ging. Sie macht sich Gedanken über die Manifestationen des Rassismus in der Gesellschaft, aber auch in ihr selbst – einer Mitte vierzigjährigen, hellhäutigen Europäerin der Mittelschicht. Gegen Ende heißt es:

„Ilaria begreift, mit welcher Frage sie es in Wahrheit zu tun hat (...). Es ist die gleiche Frage, die sich, unausgesprochen und geleugnet, hinter fast allem verbirgt,

was wir als Rassismus definieren. Und sie lautet nicht: Wer bist du?, sondern: Wer bin ich?“

Ich stimme dir zu, liebe Shamsia. Rassisten, Frauenfeinde, alle, deren Hass sich gegen ganze Gruppen von Sündenböcken richtet – Juden, Muslime, Afrikaner, Frauen, gegen wen auch immer –, beweisen mit ihrem Hass eine unsägliche, aber tief verwurzelte Schwäche. Die Nobelpreisträgerin Toni Morrison hat weiße Rassisten einmal sehr treffend so beschrieben:

„Sie sind psychisch verkorkst. Wer sich nur groß fühlen kann, wenn jemand anderes vor ihm kniet, hat ein ernsthaftes Problem.“ Außerdem schrieb sie noch: „Menschen, die das tun, die Rassismus praktizieren, sind armselig.“
Armselig.

Was für ein starkes Wort. In seinem Bezug zur „armen Seele“ verweist es auf eine Armut, die so endgültig und unauflösbar ist wie das Verlustgefühl, das eintritt, wenn jemand gestorben ist.

Es schließt überdies ein merkwürdiges Mitgefühl mit den grausamen Menschen ein, die es beschreibt – nicht für ihre grausamen Handlungen natürlich, aber für sie, die armseligen Menschen. Es ist das gleiche Mitgefühl, das Jesus zum Ausdruck brachte, als er am Kreuz hing und seinen Vater bat, seinen Peinigern zu vergeben: „denn sie wissen nicht, was sie tun“.

Solche Menschen sind insofern armselig, als ihnen das Selbstbewusstsein fehlt, das nötig wäre, damit sie keine Herrschaft über andere ausüben müssten, um sich als vollständige Menschen zu fühlen. Aber wie du so klug geschrieben hast, liebe Shamsia, die Taliban – wie jeder Faschist, Rassist, Frauenfeind – werden ein solches Selbstbewusstsein nie erlangen, weil sie sich die Frage aller Fragen nicht stellen: „Wer

bin ich?“ Stattdessen zwingen sie ihre Opfer, das, was ihnen selbst fehlt, auf den Schultern zu tragen und den furchtbaren Preis dafür an ihrer Stelle zu zahlen.

Deshalb also, meine liebe Shamsia, habe ich mich so mit dir verbunden gefühlt, als ich deinen Brief las. Und das ist genau das, was die Taliban fürchten und hassen: menschliche Verbindung. Weshalb sie sie komplett abschalten – oder abzuschalten versuchen.

Es ist jetzt einen Tag später und die Taliban haben die Internetverbindung in Afghanistan wiederhergestellt. Aber wie kann irgendjemand sicher sein, dass sie sie nicht kurz entschlossen wieder kappen? Meine liebe Shamsia, ich bin so voller Wut auf die kleinen, grausamen, gebrochenen Männer, die dir und allen Frauen in Afghanistan dies antun. Aber das stärkste Gefühl, das ich empfinde, ist Scham. Es ist mein Teil der Welt – der reiche, florierende, demokratische Westen –, der dich ihrer Willkür überlassen hat. Und wir haben noch nicht einmal die Ausrede, wir hätten nicht gewusst, was wir taten, als wir euch verraten haben. Wir wussten es sehr wohl und haben es trotzdem getan. Und werden es weiter tun, indem wir euch das Asyl verweigern, das wir allen vor dem Horror der Taliban fliehenden Menschen versprochen haben.

Ich würde dich um Vergebung bitten, wenn ich nicht so viel Scham empfände. Und so ist das Einzige, was ich tun kann, dies: Ich weigere mich, die Hoffnung aufzugeben, dass du und ich eines Tages zusammen in einem Raum sitzen und eine Tasse Tee trinken können.

Deine Francesca

Getrocknete Träne

Aus dem afghanischen Persisch von Bianca Gackstatter

Liebe Yael,

erstmal wünsche ich dir Glück und Gesundheit! Und nun vertraue ich dir die getrocknete Träne an. „Getrocknete Träne“ ist der Name, den ich für diesen Brief ausgewählt habe, da auf diese Weise – so zumindest meine Meinung – der Brief eine Seele erhält und nicht mehr nur ein bloßes Kommunikationsmittel zwischen dir und mir ist. Die Tradition, nicht erkannt und gesehen zu werden, unsichtbar zu sein, sollte in dieser schönen und zugleich grausamen Welt gebrochen werden, auch wenn das Wort nur von einem stummen Blatt Papier stammt, auf dessen weißer Brust wir die Worte füreinander anordnen. Ich wünsche mir sehr, dass die Worte, die ich mit der Tinte meines Stifts auf dieses Blatt Papier schreibe, dich erreichen, damit du sie berühren, an ihnen riechen und sie lesen, die Vertiefung der Worte auf dem Blatt spüren kannst, die für mich mit dem Abgrund des Schicksals aller Heimatlosen vergleichbar ist,

auch derer, die im eigenen Land heimatlos sind. Und dass du den Duft der Mittagssonne, die still und sanft die Seite meines Heftes küsst und ihr Wärme schenkt, riechen kannst. Vielleicht kannst du dann beim Lesen mein Schweigen zwischen den Worten und Zeilen besser hören. Das ist die Stimme von Millionen afghanischer Frauen, Männer und Kinder, die in ihrem eigenen Heimatland und in ihrem Inneren ins Exil getrieben wurden. Es ist ein Schweigen, das ich in diesen ein, zwei Briefen leider gar nicht vollständig beschreiben kann.

Während ich dir schreibe, sitze ich im Zug auf dem Weg vom Flughafen nach Hause. Der Plan war, dass ich nach fast vier Jahren, die ich nun in London bin, von England aus in den Iran fliege, um meine Eltern zu treffen. Ich durfte die Reise aber nicht antreten. Ich durfte nicht in der Wärme ihrer Umarmung aufgehen und nicht den Duft ihrer Haare und Hände in mich aufsaugen. Die Fluggesellschaft ließ mich nicht reisen, weil sie mein Visum nicht akzeptierte, obwohl seine Gültigkeit von der Botschaft bestätigt war. Während der ganzen zwei, drei Stunden am Flughafen flatterte ich wie ein verzweifelter kleiner Vogel im Käfig herum. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als unglücklich nach Hause zurückzukehren.

Ich werfe mein Reisegepäck, das voller Geschenke und Zeichen der Liebe, Trennung und Sehnsucht für die Familie ist, von einer Schulter auf die andere, um besser schreiben zu können. Angesichts dieser furchtbaren Situation fühle ich vor lauter Fassungslosigkeit gar nichts mehr. Ich könnte den Himmel zerreißen vor lauter Schmerz, Wut, Verzweiflung und dem quälenden Gefühl der Heimatlosigkeit, und die Erde mit dem Himmel verknoten. Ich ringe darum, ruhig zu wirken, aber in meinen Adern kocht es. Ich kann die

Bewegung selbst der kleinsten Äderchen in meinem Körper spüren. Mein Kopf gibt keine Ruhe mehr. Es fühlt sich an, als wäre er voller Würmer, die mein Gehirn aussaugen. Doch es gibt etwas, das den Sturm in mir bändigt: die Akzeptanz. Eine schmerzhaft und unfreiwillige Akzeptanz. In diesem Moment wünsche ich, weinen zu können. Doch wo sind die Tränen? Es ist, als hätte ich im Exil bei all der unfreiwilligen Akzeptanz das Weinen verlernt.

Weißt du, liebe Yael, wenn ein Mensch verlernt zu weinen, gleicht er einem Strauch inmitten der Wüste, dem es egal ist, ob der Regen seine Wangen berührt oder nicht, und der allmählich eins wird mit dem Staub und den Rissen der Wüste. Er kennt die Stille voller Schreie der Nächte und der Tage. Er kennt das Heulen der Winde und der Stürme und weiß, wie man darin standhaft bleibt. Horch! Er wird eins mit der Wüste – einer Wüste, die einst vielleicht das Bett eines Flusses oder eines Meeres gewesen ist. Er ahnt nicht, dass das Ungeheuer sofort das Wasser des Lebens aus seinen Adern trinkt, die dadurch ganz leer und rissig werden, bis er schließlich selbst zur Wüste wird. So ergeht es auch den Menschen: Ab einer bestimmten Stelle finden sie sich inmitten eines Niemandslands wieder und bemerken, dass sie sich verändert haben – unwiederbringlich verändert haben.

Ich lehne mich an die Zugtür. Zu meiner Rechten stehen hübsche Frauen mit Weingläsern in ihren Händen. Es ist das erste Mal, dass ich eine solche Szene miterlebe. Ich mag das Lachen, das Selbstvertrauen, die Unbeschwertheit und den Mut dieser Frauen. Ihr lautes Lachen passt so gar nicht zu meiner aufgewühlten Verfassung, trotzdem fällt mein Blick mehrere Male auf diese schöne Szene und ich beobachte sie neugierig.

Es kostet sie Mühe, bei den Bewegungen des Zugs auf ihren hochhackigen Schuhen das Gleichgewicht zu halten und den Wein in ihren Gläsern nicht zu verschütten. Ich kenne diesen Kampf aus einem anderen Blickwinkel. Ich habe die Frauen Afghanistans gesehen und sehe sie immer noch. Frauen, die nicht den Wein im Gleichgewicht zu halten versuchen, sondern das Gleichgewicht zwischen dem Tod und dem Leben – in ihren Händen, ihren Augen, ihren Herzen, ihren verletzten und stumpfen Blicken.

Ich bin begierig, zu lernen und zu schreiben, und ich bin neugierig, etwas über dich zu erfahren, liebe Yael! Warum verändern sich die Definition, die Bedeutung und die Interpretation aller Worte und Begriffe, sobald wir eine Grenze überschreiten – ob geistiger oder physischer Natur? Zum Beispiel von Begriffen wie Freiheit, Frieden, Krieg, Reichtum, Gerechtigkeit, Wissenschaft, Leben, Mensch, Menschlichkeit, Menschheit, dem Guten, dem Schlechten und dem Bösen – und schließlich dem Tod. Hier im Westen entsprechen diese Begriffe in keiner Weise dem, wie ich sie im Osten kennengelernt und erlebt habe. Warum all diese Unterschiede? Warum all diese Distanz? Warum all diese Dualität? Warum all dieses Auseinandergerissensein? Warum all diese Gefühllosigkeit? Wo stehen wir Menschen in diesem Leben? Wo befinden wir uns in diesem Dasein, dass wir einander nicht sehen und nicht hören? Was ist dieses Blau in unserer Ferne? Wo ist unser Horizont?

Liebe Yael, zwei Tage sind inzwischen vergangen. Zwei Tage, an denen ich in keiner guten Verfassung war. Meinen Eltern ging und geht es ebenfalls nicht gut. Per Videocall rufen sie mich an und versuchen mich aufzuheitern, doch der Himmel in ihren Augen

spendet keinen Trost. Mich plagt das schlechte Gewissen, denn als Tochter ist es meine Pflicht, die Herzen dieser betagten und leidgeprüften Menschen glücklich zu machen, anstatt ihnen Kummer zu bereiten. Aber ich kann nichts tun. Ich schreibe dir das, um zu schildern – sofern es mir gelingt –, wie schwer das Leben im Exil und in der Heimatlosigkeit ist. Was ist Heimat überhaupt? Wo ist sie? Wenn ich die Frage für mich selbst beantworte, komme ich trotz meines Kosmopolitismus, aber vielleicht wie viele Menschen, die im Krieg geboren und aufgewachsen sind, zu folgendem Schluss: Heimat ist für mich der Flecken Erde, auf dem ich geboren bin. Heimat bedeutet für mich den Herzschlag meiner Eltern und ihre warme Umarmung. Meine Heimat ist Afghanistan, wo ich mehr als zwanzig Jahre herangereift bin und in dessen Schoß ich die Welt und die relative Freiheit kennengelernt habe. Heimat ist für mich jene kleine, schlammige Gasse in Parwan, einer Provinz in Zentralafghanistan, in der ein wunderschönes Granatapfelbäumchen seinen Kopf über die Schultern einer Lehmmauer hängt und im Herbst rubinrote Kerne aus seiner geöffneten Brust in die Gesichter der Vorbeigehenden streut.

Aber, oh weh! Selbst diese Symbole und Szenen haben inzwischen ihre Farbe und ihre Bedeutung verändert. Erst vor ein paar Tagen habe ich erfahren, dass ein junges Mädchen das Gleichgewicht zwischen dem Tod und dem Leben verloren und sich an einem Granatapfelbaum in ihrem Hof erhängt hat, um der Zwangsverheiratung mit einem Talibankämpfer zu entgehen. Denn wenn sie das nicht getan und sich der Verheiratung widersetzt hätte, hätten die Taliban ihren Vater und ihren Bruder mitgenommen. Hätte sie der Verheiratung zugestimmt, wäre sie in ein weißes

Hochzeitskleid gleich einem Leichentuch gesteckt worden und anstatt wie angeblich jedes Mädchen nach der Hochzeit in das sogenannte „Haus des Glücks“ zu ziehen, wäre sie lebendig begraben worden. So ist der Granatapfelbaum für mich nicht länger nur ein Symbol der Heimat, sondern wandelte sich zu einem Symbol für Blutvergießen, Ungleichheit, Frauenfeindlichkeit, für das Patriarchat und die Unterdrückung durch die Taliban.

Liebe Yael, inzwischen sind weitere acht Tage vergangen. Vor drei Tagen bin ich aus dem Iran zurückgekehrt. Nachdem das mit meinem Flug nicht geklappt hatte, schlug ich wie Wasser gegen Steine, Berge und Felsen, um nicht stillzustehen und trübe zu werden, um weiterzufließen und mich nicht zu ergeben. Am Ende schwamm ich nicht mit dem Strom, sondern wurde selbst zum Strom. So kam es, dass diese glückselige Vereinigung, die in den letzten Jahren jeden Moment wie ein Traum in meinem Kopf und meinem Herzen und mir eine stete Quelle der Hoffnung und Ermutigung war, an einem wunderschönen Morgen mit der Sonne als Zeugin Realität wurde. Wie habe ich diese süße Vereinigung ausgekostet! Ich habe die Liebe ausgekostet – eine so heilige und reine Liebe. Die Liebe der Eltern, deren ganzes Wesen mit ihren Kindern verbunden ist, denen jeder Atemzug gilt. Dabei wurde mir klar, dass die Welt trotz all ihrer Hässlichkeit doch auch schön ist. Vielleicht bedeutet Leben, den ganzen Schmerz, die Schönheit und den Kampf zu durchleben.

Ich freue mich schon auf deinen Brief und schicke dir aus der Ferne meine schwesterlichen Grüße!

Auf die Gleichheit und Gerechtigkeit!
Tamanna, eine Frau im Exil

Mir schien diese Sprache wie ein Schlüssel

Liebe Tamanna,

ich schreibe dir aus meiner Küche in Berlin, endlich ist es kühler geworden, aber noch sitzt die Hitze der vergangenen Woche in den Wänden. Bisher war es meist ein verregneter Sommer, der zusammenfaltbare Schirm mit dem braunen Karomuster mein ständiger Begleiter. Wenn ich durch Berlin streife, dann sehen die Parks und Grünflächen ganz anders aus als in den vergangenen Jahren im August, ich kriege gar nicht genug von ihrem satten Grün. Heute habe ich nach meinen ersten anderthalb Stunden am Schreibtisch eine Pause gemacht, holte mir einen Kaffee und schaute im kleinen Park bei mir um die Ecke einfach nur ins Gras. Neben mir auf der Bank saß eine ältere Frau mit feuerrot gefärbten Haaren, die laut telefonierte. Sie ist öfters hier, ich auch. Ich liebe es, ihr zuzuhören und lache bei ihren Erzählungen über die unmöglichen

Mitbewohnerinnen im Altersheim, ihr einziges Gesprächsthema, still in meinen Kaffee.

Ich war krank, als die Hitzewelle kam, lag im abgedunkelten Zimmer vor dem Ventilator und habe darüber nachgedacht, was ich dir in diesem Brief erzählen möchte. Seit deine Worte ihren Weg zu mir fanden, ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht an dich gedacht habe, nicht an das Mädchen am Granatapfelbaum. Etwas vom Schlimmsten an der Gewalt ist, wie sie sich das nimmt, was man liebt, und ihre Galle drüber gießt.

Ich habe deinen Brief drei, vier, fünf Mal gelesen, deine Worte mit mir getragen, wenn ich das Grün angeschaut habe und mit geschlossenen Augen, fiebrig bei fünfunddreißig Grad vor dem Ventilator. Gibt es bei dir, in London, einen Ort, den du in deinem Alltag gerne aufsuchst? Ich würde mich freuen darüber zu lesen, wohin dich deine Wege führen, was du siehst, wem du zuhörst.

Ich werde dir hier erzählen, was in den Tagen vor der Hitzewelle passiert ist, weil sie für mich unverhofft zu den bewegendsten in diesem Jahr wurden. Und weil kein Tag vergangen ist, an dem nicht an dich gedacht habe, warst du für mich auch ein Teil dieser Erlebnisse.

Zum ersten Mal erreichte mich von meiner Tante eine Nachricht auf Ungarisch. Sie lebt in Turin, wird bald achtzig Jahre alt. Die Familie meines Vaters kommt ursprünglich aus Ungarn, aber ich selber spreche die Sprache nicht. Ich habe mich immer nach ihr gesehnt, seit ich als kleines Kind meine Großmutter und meinen Vater auf Ungarisch habe reden hören. Mir schien diese Sprache wie ein Schlüssel. Es wird gesagt, dass sie unendlich schwer sei, man sie entweder

mit der Muttermilch oder im Bett mit einem geliebten Menschen lerne, anders gehe es nicht. Es gibt für mich als Deutschsprechende keine Struktur, keine Worte, kein Konzept, an dem ich mich festhalten kann. Trotzdem habe ich nach all den Jahren beschlossen, ein paar Grundlagen darüber zu lernen und einen Sprachkurs gebucht. *Szeretettel öllelek* schloss meine Tante ihre Nachricht, ich umarme dich in Liebe. Als hätte sie von meinem Plan gewusst – erzählt habe ich ihr allerdings nichts davon. Zu groß ist meine Angst, das Handtuch zu werfen, so habe ich es schon als Elfjährige mit dem Latein gemacht. Wie enttäuscht sie wäre, die selbst sieben Sprachen fließend spricht! Als hätte ich beschlossen, diesen Schatzkasten, zu dem die ungarische Sprache der Schlüssel ist, doch nicht öffnen zu wollen.

Lange gab es kaum Kontakt zu meinen beiden ungarischen Tanten, aber in den letzten Jahren habe ich ihn wieder aufgenommen. Ich sehe mich in ihnen und sie sich in mir. Jedes Gespräch, jede kleine Nachricht, bedeuten mir die Welt.

Kurz darauf rief mich eine nahe Freundin an. Schon seit Längerem ist sie dabei, eine Umbettung in die Wege zu leiten, einen ihrer besten Freunde auf dem Friedhof neben ihrem Haus beerdigen zu können, damit er in ihrer Nähe ist, damit sie sich um sein Grab kümmern kann. Sie hat eine Stelle gekauft, in der vier Urnen Platz finden und fragte mich, ob ich mir denn überlegen wolle, auch eines Tages mit ihnen beerdigt zu werden, der Freund sei so ein toller Mensch gewesen, wir würden uns bestimmt verstehen. Tamanna, für mich kam das fast einem Heiratsantrag gleich. Ich bin schon sehr oft über diesen Friedhof in Schöneberg spaziert und habe mir gewünscht, eines Tages

dort meine Ruhestätte zu haben. Aber ich hätte nicht erwartet, welch schöne Gesellschaft mir nun dort in Aussicht steht.

Ein paar Tage später bin ich mit zwei Freundinnen nach Bautzen an den Christopher Street Day gefahren. Es ist eine kleine Stadt in der Lausitz, in Sachsen, letztes Jahr war der Umzug in der Presse, weil neben tausend Demonstrierenden siebenhundert Neonazis skandierten. Dieses Jahr waren wir fast viertausend Demonstrierende, achtzigjährige Frauen haben Kekse verteilt, Menschen schauten aus den Fenstern und winkten. Ich war so glücklich an diesem Tag, glücklich all die Strukturen zu sehen, von Menschen erarbeitet, die keinen Rechtsruck wollen, sondern Freiheit, Vielfalt. Und doch war ich auch traurig, als ich später im Fernsehen Berichte darüber sah. Eine Frau sagte, es sei das eine, wenn siebenhundert Neonazis tausend Demonstrierenden gegenüberstehen. Denn sie lebt an diesem Ort, und manchmal (wenn all die zugereisten Demonstrierenden wie ich wieder weggefahren sind) ist sie alleine und es reicht dreien von ihnen gegenüberzustehen.

Liebe Tamanna, heute schicke ich diesen Brief an dich und in der Mittagssonne habe ich an den Duft deiner Mittagssonne gedacht. Ich habe mich gefragt, was du heute gegessen, woran du gedacht hast. Wann das letzte Telefonat mit deinen Eltern war. Welche Sprachen dich heute begleiteten. Wie es deinem Schreiben geht. Und deinem Herzen.

Ich freue mich, von dir zu lesen.

Alles Liebe!

Yael

„Führe ein mutiges Leben und hab keine Angst vor Schwierigkeiten“

Aus dem afghanischen Persisch von Bianca Gackstatter

Hallo liebe Yael,

heute ist der 2. Oktober. Ich sitze gerade am Fenster. Draußen wiegt sich ein Baum im Wind und tanzt mit seinen flammendroten Herbstblättern im Regen. Die herrliche Herbstbrise spielt mit einer Ecke des Briefes meiner Mutter, den sie mir vor zwei Jahren geschickt hat und deckt dessen Ende auf: „Meine geliebte Tochter, führe ein mutiges Leben und hab keine Angst vor Schwierigkeiten. Behalte deine Heimat immer in Erinnerung.“

Im Duft des Regens und in der Kälte, die wie ein sanfter Kuss durch meine Adern fließt, lese ich deinen Brief erneut, zum soundsovielten Mal. Erst vor ein paar Tagen habe ich deinen Brief bekommen, ich ging gerade vom Bahnhof nach Hause. Zu ungeduldig abzuwarten, bis ich dort angekommen sein würde, begann ich ihn bereits auf dem Weg zu lesen. Liebe

Yael, wie sehr wünsche ich mir, die Sprache, die Welt, die Menschen und das Leben durch die Augen und die Feder von vielen Frauen kennenzulernen. Was für ein Glück, dass wir unser Frausein und unsere Schwesternschaft auf diese Weise miteinander teilen können! Danke, dass du mich auf dieser kurzen, angenehmen und erlebnisreichen Reise begleitet hast.

Während ich auf deinen Brief wartete, wurde mein erstes Buch „Rahm Pāreh“ (dt. „Der zerrissene Mutterleib“) veröffentlicht. Ein Buch, das mich mit vielen ursprünglichen und unverfälschten Werten und Sichtweisen verband und mich von vielen in der Gesellschaft verbreiteten Prinzipien und Moralvorstellungen entfernte. Ich könnte auch sagen, dass es meine innere und meine äußere Welt auf den Kopf gestellt hat. In deinem Brief hast du mich nach „Sprache“ gefragt. Gerade während der Arbeit an meinem Buch habe ich viel über Sprache gelernt: die Sprache der bedürftigen und umherwandernden Blicke, die Sprache der Pausen wegen dem Kloß im Hals, die Sprache der Güte, die sich nicht in Worten, sondern in der Färbung des Umgangs miteinander ausdrückt, und die Sprache der Menschlichkeit, die keine Hautfarbe, kein Geschlecht und keine ethnische Zugehörigkeit kennt sowie viele weitere Sprachen sichtbarer und unsichtbarer Phänomene... – sie existierten schon zuvor für mich, jedoch noch ohne Namen und Definition. Während des Schreibprozesses wurde mir mehr denn je bewusst, dass wir in dieser Welt vor allem die Sprache der Menschlichkeit verstehen sollten, ohne dass wir die Sprache der anderen sprechen müssen, damit wir vielleicht in dieser emotional aufgeladenen Welt voller umherirrender Worte, Schreie und Hilferufe endlich zu hören vermögen.

Liebe Yael, neben meiner Muttersprache Persisch kann ich mich in weiteren fünf Sprachen mit der Vorstellungswelt meiner Mitmenschen verbinden. Und wenn ich mittels einer dieser Sprachen ein Gespräch mit anderen Menschen beginne – besonders mit Frauen –, wird mir bewusst, dass wir Frauen, egal, wo auf unserer Mutter Erde, uns gar nicht so stark unterscheiden, und wie sehr doch unsere Hoffnungen, unsere Träume, unser Schmerz und unser Leid einander ähneln. Wie verzweifelt wir nach unserer Freiheit, unseren Rechten und unserem verlorenen Ich streben. Wie schmerzhaft und selbstzerstörerisch wir Frauen uns oft unbewusst in Formen zwängen, die nicht für unseren Körper, unsere Überzeugungen, unseren Geist, unser Herz und unsere Fähigkeiten gemacht sind, um die uns geraubte Identität in dieser männlich dominierten Welt zu beweisen und zurückzufordern. Aber wenn ich gleichzeitig auch sehe, wie diese Frauen nach Veränderungen streben und ihre Weiblichkeit, ihr Selbstbewusstsein, ihre Kraft und ihre Kreativität neu definieren, dann erfüllen mich diese sich gerade vollziehenden Veränderungen mit Hoffnung. Ich hoffe, dass es uns Frauen früher oder später gelingen wird, die Welt aus den Fängen von Hass und Krieg zu befreien.

Manchmal jedoch, wenn mir Kopf und Herz unter der Last all der Kriege und Ungleichheiten schwer werden und mir der Staub dieser Zeit die Luft zum Atmen nimmt, suche ich Zuflucht in meinem kleinen Zimmer, meiner kleinen Höhle. Dort starre ich auf die Tür, die Wände, die Decke. Ich suche Beistand bei der an der Wand hängenden Gitarre, deren Saiten ich manchmal zum Tanzen bringe, ohne irgendetwas über Noten, Rhythmus, Harmonie oder Melodie zu wissen. Ich lasse meine Finger einfach auf den Saiten tanzen, jenseits

aller Formen, Vorlagen, Regeln oder Traditionen, ich gebe den Spuren der Zeit, des Moments und der Leere eine Stimme und lasse meine Finger Klänge entdecken, die womöglich keiner musikalischen Regel oder Tradition entsprechen und dennoch existieren. Oder ich betrachte ein Foto, auf dem meine Eltern neben einem leuchtend purpurrot blühenden Baum stehen und mit ihrem wunderschönen warmen Lächeln direkt in die Kamera blicken. In ihrem Rücken sieht man die himmelhohen Berge, die bis zur Hüfte hinunter von Nebel und Schnee bedeckt sind. Meine Eltern sollten mich ansehen, die dieses Foto vor ungefähr sechs Jahren im Frühling auf einem Hügel voller blühender Judasbäume in Parwan, einer Provinz in Zentralafghanistan, aufgenommen hat. In einer Zeit, in der die Taliban ihren schwarzen Schleier noch nicht über unserem Heimatland ausgebreitet hatten und die Familienfeiern und Volksfeste in den Bergen, den Ebenen und den Gärten unserer Heimat noch nicht verboten waren. Damals hatten die Taliban mit ihrem Totalitätsanspruch und ihrem Drang zur Gleichschaltung den Menschen noch nicht ihre Meinungs-, Geschmacks-, Glaubens- und Lebensvielfalt genommen. Jawohl! Wenn ich mich in die Stille flüchten möchte, suche ich Zuflucht im Lächeln und der Freude meiner Eltern. Manchmal möchte ich auch ganz real dem Trubel entkommen, dann suche ich Zuflucht draußen im Schoß der Natur. Dann ziehe ich los. Ich gehe zum ruhigsten Plätzchen im Park, wo nur noch ich bin und das Rascheln der Blätter, das Gurren der Tauben und das Tripeln der Eichhörnchen, die mit neugierig funkelnden Augen von einem Ast zum nächsten springen. Unwillkürlich erinnern sie mich an das Ringen, den Einsatz, die Neugier und den Kampf der Frauen meines Landes,

die in Ermangelung jeglicher Chancen und jeglichen Lichts einem Hoffnungsschimmer hinterherlaufen. An einem Sommernachmittag vor einem Monat hatte ich mich wieder einmal in diesen Winkel des Parks zurückgezogen und in Erinnerung an meine Heimat meinen Rock und meinen Schal mit Pflaumen gefüllt. Vielleicht hat in diesen wenigen Stunden die Natur alle politischen Grenzen durchbrochen und die Welt hat mich als Heimat in ihre Arme geschlossen.

Dass ich in diesen Dingen Zuflucht suche, heißt nicht, dass ich mich von den Menschen abwende. Ganz im Gegenteil. Ich kann gar nicht beschreiben, wie sehr ich es genieße, schweigend neben ihnen zu sitzen, sie anzusehen, mit ihnen zu sprechen und die Welt durch ihre Augen auf neue Weise kennenzulernen. Ich muss dir etwas gestehen: Manchmal habe ich Angst, mit Leuten zu sprechen, und bin sehr zurückhaltend. Ich habe Angst, dass wir einander nicht verstehen, dass es uns vielleicht nicht gelingt, unsere Freuden und unser Leid füreinander sichtbar und bedeutungsvoll zu machen. Denn wenn ich manchmal so auf die Welt blicke, habe ich das Gefühl, als hätte der Geschmack von Macht und Herrschaft die Menschen auf schmerzliche Weise dazu verurteilt, keine gemeinsame menschliche Identität und keine gemeinsame Welt mehr zu besitzen. Es fühlt sich so an, als ob sie die Menschen in „graue Wesen“ verwandeln wollen, die Leid, Schmerz und Traurigkeit gleichgültig und gefühllos gegenüberstehen. Die Herrschenden sind derart von ihrem aufgeblähten Ego eingenommen, dass sie im Versuch, sich von dem steuerlosen Schiff zu retten, in Kauf nehmen, ihre Mitmenschen abzuschlachten. Das macht mir Angst. Aber jedes Mal, wenn ich dann wieder von dieser dunklen Seite wegschaue,

sehe ich überraschenderweise die Widerstandsfähigkeit, die Freundlichkeit und das soziale Engagement der Menschen, die, im Gegensatz zum Teufelskreis aus Machthunger und Machtdemonstrationen der Herrschenden, Schulter an Schulter und Hand in Hand auf die Straße gehen - nicht, um sich in eine ideale Welt zu flüchten, sondern um in der realen Welt anzukommen. Dieses Bild gibt mir große Hoffnung.

Inzwischen haben wir den fünften Oktober. Das Wetter ist sonnig, der Himmel blau, durchzogen von dünnen Wolkenfäden. Die kühle Morgenluft begleitet mich in der Stille der Morgendämmerung und des Sonnenaufgangs. Ich denke zurück an die vergangenen Tage, in denen die Taliban in Afghanistan für zwei Tage das Internet und alle Telekommunikationsdienste lahmgelegt haben. Zwei Tage der absoluten Dunkelheit, nichts weniger als die Hölle für alle Menschen dort. Zwei Tage, in denen es schien, als wäre ein so großes Land mit seinen vierzig Millionen Einwohnern plötzlich vom Erdboden verschwunden. Die Träume und Hoffnungen der Frauen erstarrten – denn in dieser Ruine ist das Internet das einzige verbliebene Mittel, um sich Träume zu erfüllen und Verbindung zur Umwelt aufzunehmen. In diesen zwei Tagen wurden wir erneut voneinander getrennt - wieder Trennung, wieder Distanz. Diese Trennung hatte jedoch eine andere Färbung und Bitterkeit. Es war, als hätte man die Nabelschnur aus dem Mutterleib durchtrennt und deine Mutter anschließend für eine Weile an einem unbekanntem Ort in Ketten gelegt, so dass ihre Existenz, ja sogar schon die bloße Erinnerung an sie zu einem Traum wird, einem unwirklichen, flüchtigen Traum.

Liebe Yael, ich wünschte, ich könnte die begrenzte und flüchtige Freude der Menschen in meinem Land

in Worte fassen. Ich wünschte, ich könnte dir etwas über ihren Schmerz schreiben, der in ihren kurzen Sätzen mitschwingt, wenn sie Worte sagen wie: „Kein Mensch hat es verdient, wieder und wieder den Tod zu durchleben!“

Doch trotz alledem hoffe ich immer noch auf Freiheit und auf bessere Zeiten, auf eine Welt ohne Krieg, Unterdrückung und Ungleichheit. Zeiten, in denen ich, wenn wir uns treffen würden, Geschichten über die Freiheit der Frauen und über meine Heimat erzählen würde und du mir auf Ungarisch von dir, deiner Großmutter, deinen Tanten und deinen Freundinnen. Vielleicht würde ich deine Sprache nicht verstehen, wohl aber dein Herz und deine Augen.

Pass auf dich auf und behalte ein reines Herz.

Mit den besten Wünschen der Welt ... bis zum nächsten Mal.

Tamanna

Brief 4

Yael Inokai an Tamanna Easar, Berlin, 3. Dezember 2025

Die ungelebten Leben unserer Mütter und Großmütter, die in uns weiterleben

Liebe Tamanna,

als ich heute Morgen aufwachte, war ich für einen Moment wieder in der Wohnung meiner Großeltern: vier Zimmer im Erdgeschoss mit Bäumen vor den Fenstern und gehäkelten Deckchen überall, dort verbrachten sie ihre letzten Lebensjahre. Ich ging durch den langen Flur bis zum Wohnzimmer, wo im Sessel meines Großvaters seine alte Gitarre lag. Er war während eines Mittagsschlafs gestorben und bis meine Großmutter selbst die Wohnung verließ, änderte sie nichts an der Einrichtung. Seine Pfeifen lagen noch da, seine Bücher und auch diese Gitarre, genau an dem Platz, wo er früher gesessen und aus dem Fenster geblickt hatte. Ich nahm das Instrument in die Hand und spielte darauf, so wie früher als Kind.

Meine Großeltern waren beide sehr musikalisch. Oma, *nagymama*, gab noch als über achtzigjährige Frau

Klavierunterricht. Ihre zittrigen Finger wurden ganz ruhig, wenn sie auf die Tastatur trafen. Diese Wohnung war ein glücklicher Ort für mich, an den ich aber nicht oft denke, weil diese Zeit so weit zurückliegt. Mein Vater war ein spätes Kind, ich war ein spätes Kind, so hatte ich nur wenige Jahre mit meinen Großeltern. Dein Brief, deine Schilderung der Gitarre an der Wand deines Zimmers, hat mich jetzt wieder dorthin zurückgebracht.

Hier ist es November geworden, wie jedes Jahr fällt in Berlin in diesem Monat ein Vorhang und dann wird die Stadt eine andere, kalt, nass, grau, die Menschen grimmig. Ich erkenne sie gar nicht wieder. Seit über fünfzehn Jahren lebe ich hier und kann mich an diese Jahreszeit einfach nicht gewöhnen. Ich sei wie eine Echse, sagte meine Mutter mir früher, ich müsse in die Sonne, um mich mit Lebensenergie aufzuladen.

Tamanna, wieder habe ich lange überlegt, was ich dir schreiben könnte. Deine Worte bewegen mich so, viele Male habe ich deinen Brief gelesen. Ich habe an die Dunkelheit gedacht, die sich mit dem Abschalten des Internets über Afghanistan legte. An die Pflaumen, die du gesammelt hast, dachte ich, an die Sprachen, die du sprichst, an das Foto deiner Eltern. Ich habe mich gefragt, wie wohl die Ecke in dem Park aussieht und ob du sie mir irgendwann einmal zeigen möchtest.

Und auch an die Gitarre dachte ich, an meine Großmütter, meine Tanten und an meine Mutter. An all die Geschichten, die sich durch die weibliche Linie meiner Familie ziehen und uns miteinander verbinden, uns aber auch aufreiben, zermürben und manchmal sogar gegeneinander aufbringen.

Meine *nagymama* hat als junge Frau in Budapest Klavier studiert. In diesem Sommer habe ich die Stadt besucht, mein spärliches Ungarisch angewendet und bin durch das Konservatorium spaziert. Wie es wohl für sie war, so jung in diesen beeindruckenden Räumen und nie mit genug Geld, um sich die Straßenbahn nach Hause leisten zu können (das ist meinem Vater aus ihren Erzählungen geblieben). Nur wenige Jahre später musste sie Ungarn verlassen. Sie kam mit vier kleinen Kindern nach Deutschland und bekam dort noch zwei weitere.

Ihr erster Sohn, mein Onkel András, hatte aufgrund einer falsch ausgeführten Zangengeburt eine Behinderung, er konnte nicht gehen und nur schwer sprechen. Sie bildete ihn in klassischer Musik und brachte ihm bei, auf der Schreibmaschine zu schreiben. Mit sechs Kindern, ohne weitere Familie, ohne ihre vertraute Sprache, schaffte sie es über all die Jahre, sich das Klavierspielen zu bewahren. Vielleicht nicht so, wie sie es sich einmal erträumt hatte, aber ihr ganzes Leben lang verteidigte sie ihre Kunst. Sie bestand darauf, dass ein Klavier im Haus sein musste, und sie spielte darauf und unterrichtete bis kurz vor ihrem Tod. Ich bin nicht musikalisch, Tamanna, ich habe zwei Lehrer mit meinem schrägen Geigenspiel in die Verzweiflung getrieben. Aber meine Liebe zum Schreiben, von ihr glaube ich trotzdem, dass sie sich mit dieser Liebe zur Musik verwebt, über die Generationen hinweg, über die wenigen Jahre, in denen meine Oma und ich einander hatten.

Manchmal komme ich nicht umhin, eine gewisse Verantwortung zu spüren, den Träumen gegenüber, die die Frauen in meiner Familie hatten. Meine Mutter

wünschte sich, das Gymnasium zu besuchen und zu studieren, aber nur die Söhne durften diesen Bildungsweg beschreiten. Lehrerin wäre sie gerne geworden oder Ärztin, und während einiger Jahre nach meinem Abitur wollte sie mich überreden, Medizin zu studieren. Sie selbst hat über vierzig Jahre als Krankenschwester gearbeitet, ein Beruf, den ich in meinem letzten Roman versucht habe zu würdigen. Ich glaube, die Pflege ist einer der wichtigsten Berufe, die es überhaupt gibt, es kommt ja keiner durchs Leben, ohne von anderen abhängig zu sein, ohne gewaschen und gefüttert zu werden, ohne dass jemand wacht. Und doch verstehe ich, die sich ihren großen Wunsch erfüllen durfte, dass sie trotzdem von etwas anderem träumte.

Ich glaube, die meisten von uns tragen ungelebte Leben ihrer Mütter und Großmütter, ihrer Tanten und Schwestern in sich; so richtig begreife ich das erst jetzt. Und auch das ist durch unsere Sprache miteinander verbunden und die Leerstellen und das Ungesagte darin sind gewaltig.

Liebe Tamanna, gleich werde ich aufbrechen, zu meinem Ungarischkurs. Zentimeter für Zentimeter rücke ich in diese Sprache vor, in diese unbekanntes Worte und Laute, die mir Zungenmuskelkater bescheren. Davor treffe ich meine beiden Freund:innen, mit denen ich immer zum Sport gehe und danach Kuchen esse. Wobei der Sport zuweilen auch eher eine Entspannungsübung ist. Und hin und wieder, wie heute, lassen wir ihn ganz ausfallen und gehen direkt zu den Süßspeisen über. Diese Freundschaften sind meine Sonne, an der ich mich auflade. Aber auch dein Brief hat für mich beim Lesen das Grau vor dem Fenster vertrieben. Was für ein Glück, dass du mir etwas erzählst,

es mit mir teilst und wir uns auf diese Art und Weise kennenlernen dürfen.

Liebe Tamanna, wollen wir uns nächstes Jahr vielleicht auch einmal sehen? Ich werde versuchen, nach England zu kommen. Damit die Sprache das Geschriebene verlässt und in das Gesprochene übergeht. Ich würde mich so freuen.

Sei umarmt
Yael

Eschtani – wie geht es dir

Liebe Zaheda,

wenn ich mich heute zu Fuß auf den Weg zu dir machen, wenn ich aus dem Haus gehen würde in einem Mantel, mit einer Mütze, einer Flasche Wasser, einem Notizbuch und einem Stift – dann käme ich im Herbst in Herat an. Ich bräuchte fünfzig Tage, dann wäre ich bei dir – würde ich so gehen, wie wir in Träumen gehen, ohne Schlaf, ohne Nahrung, ohne eine Pause. Ich würde gen Süden und gen Osten gehen. Über die Oder, durch Polen, die Ukraine, durch Russland hindurch, am Saum des Kaspischen Meers entlang, durch Turkmenistan, Usbekistan, über Berge, Täler und Flüsse hinweg – dann stünde ich vor deiner Tür. Ende Oktober. Es ist unnötig und traurig zu schreiben, dass ich in der Wirklichkeit alle diese Länder in diesen Zeiten nicht durchqueren kann.

Zaheda. Ist es kalt in Herat im Oktober? Gibt es einen Herbst in Herat.

Liebe Zaheda.

Eschtani – wie geht es dir.

Ich war noch niemals in Herat, noch nie in Afghanistan. Ich falle mit der Tür ins Haus, ich schreibe einen Brief ins Nichts, einen Brief auf einem leeren weißen Blatt Papier in einen leeren weißen hellen Raum hinein. In Herat ist es, so viel weiß ich, jetzt Abend und es ist sehr heiß, fast vierzig Grad, windig und dunkel, und du und ich sehen heute Nacht denselben Mond. Hier ist es Nachmittags. Früher Abend, auch windig, aber kühl und noch hell, in drei Stunden wird es dämmern, dann geht der Mond über dem Feldrand auf.

Du hast mich gefragt, wie ich die Geschichte „Sonja“ geschrieben habe. Ich muss dir sagen, dass ich mich daran nicht erinnern kann. Ich kann mich *nicht mehr* daran erinnern. Ich war jung, als ich diese Geschichte geschrieben habe, und sicher war ich unglücklich verliebt. Ich habe versucht – daran erinnere ich mich –, die Geschichte aus der Sicht von Sonja zu schreiben, es ist aber aus ihrer Sicht eine gewöhnliche Geschichte gewesen, ein alltägliches Unglück, nicht wichtig und nicht wirklich schön. Ich habe die Geschichte beiseitegelegt (es war keine Geschichte). Später noch einmal von vorne angefangen – und aus der Sicht eines Mannes erzählt. Ich nehme an, das ist der springende Punkt gewesen. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt. Ich schrieb in Wewelsfleth, einem kleinen Dorf an einem großen Fluss im Norden Deutschlands, und im Winter, das war ein Writer-in-Residence-Haus, in dem ich sehr einsam und sehr glücklich gewesen bin. Ich schrieb

vormittags, ich ging am Nachmittag am Fluss lang, bis es dunkel wurde. Januar, Februar. Der Fluss froz zu. Eine weite weiße Fläche blasses Eis, auf dem Gänse landeten. Es ist wirklich lange her. Ich glaube, es war wichtig, dass ich gar nicht wusste, dass ich eine Geschichte schreibe. Ich wusste nicht, dass aus dieser und anderen Geschichten ein Buch werden würde. Ich dachte über mich nach, über meine Vorstellungen vom Leben, über Erwartungen und Enttäuschungen. Es war ausgesprochen tröstlich, zu schreiben. Hätte ich gewusst, dass die Erzählung „Sonja“ später in einem Buch stehen, dass sie gelesen werden, dass es andere Menschen geben würde, die sich von Sonja ein Bild, eine Vorstellung machen würden, dann hätte ich Angst gehabt. Und wenn ich Angst gehabt hätte, wäre es eine andere Geschichte geworden.

So ist das, oder?

Liebe Zaheda, wenn ich dich besuchen käme, wo würden wir sitzen. Was würden wir trinken, was würden wir essen? Ich stelle mir vor, dass wir in einem Garten sitzen, Tee trinken, Baklava und süße Datteln essen würden. Ich weiß nichts. Käme ich, umgekehrt, dich besuchen, tränken wir schwarzen Tee mit Zucker und mit Sahne. Wir äßen ein kleines Stück Butterkuchen dazu, ein Brot mit Brombeermarmelade. Wir würden spazieren gehen. Vielleicht würden wir schwimmen gehen, zumindest würden wir mit den Füßen ins Wasser gehen. Das Meer hier ist kalt; weil es salzig ist, trägt es. Ich gehe jeden Tag ins Wasser. Seit einiger Zeit schwimme ich nicht mehr so viel, ich liege auf dem Rücken im Wasser und lasse mich treiben. Mir kommen viele Dinge schwer vor zurzeit. Es fühlt sich manchmal so an, als würde das Meer mir für einen kurzen Moment das Schwere abnehmen.

Ich würde gerne wissen, wie dein Tag aussieht. Wann stehst du auf, wie verbringst du den Morgen, was siehst du, wenn du aus dem Fenster schaust, was siehst du, wenn du vor die Tür trittst.

Was hörst du, wenn du die Augen schließt?

Wohnst du zu ebener Erde? Oder in einem Haus mit vielen Stockwerken. (Ich habe mir Herat im Internet angesehen, es ist eine so große, eine riesige Stadt.) Bist du oft allein. Bist du viel unter Menschen. Wünschst du dir mehr Menschen um dich herum, oder bist du gern allein? Bist du zu wenig allein. Liest du viele Bücher. Und wenn ja – was liest du? Liest du am Morgen, am Abend oder auch am Tag. Leben deine Eltern noch. Hast du ein Kind, hast du viele Kinder. Schläfst du gut; träumst du, wenn du schläfst? Kannst du dich an deine Träume erinnern.

Ich habe ein Kind. Meine Eltern leben noch. Ich wohne mit meinem Mann in einem Haus, das am Rand eines Feldes steht. Wenn ich aus dem Fenster sehe, sehe ich eine Wiese, einen Acker, auf dem Kartoffeln angebaut werden, ich sehe den Deich, auf dem die Schafe grasen. Hinter dem Deich ist das Meer. Ich kann es nicht sehen, aber ich höre die Vögel, die am Meer sind. Gänse, Brachvögel, Seeschwalben. Es ist sehr schön, dass ich diese Vögel hören kann.

Mein Schreibtisch steht am Fenster. Der Raum, in dem der Schreibtisch steht, ist leer. Ich erinnere mich nicht daran, wie es war, die Erzählung „Sonja“ zu schreiben, aber ich erinnere mich an den Tisch, an dem ich sie geschrieben habe. Er stand auch am Fenster – vielleicht also eine Prägung – und der Blick ging auf einen Garten und eine Kirche hinaus. Ich erinnere mich gerne an Tische, an denen ich geschrieben habe. Tische in Küchen. In Hotelzimmern.

In fremden Häusern. An was für einem Tisch liest und arbeitest du? Ist es ein Tisch aus Holz? Ein neuer Tisch oder ein alter, mit einer Geschichte, einer Vorvorbesserin, mit Spuren.

Hast du das Gefühl, das Leben geht schnell?

Liebe Zaheda – bis bald.

Judith

Brief 2

Zaheda an Judith Hermann, Herat, September 2025

Komm, zeig mir die Stadt, sagtest du

Aus dem afghanischen Persisch von Sarah Rauchfuß

Du Liebe!

War's ein Traum oder eine Vision? Wer weiß! Du bist angekommen! Gehüllt in einen grauen, knielangen Mantel. An der Seidenstraße¹ habe ich dich erspäht. Die Mütze und die Wasserflasche sind es gewesen. Ich sah dich und wusste sofort, dass du es bist, obwohl ich dich nie getroffen habe! Ich rief dich, ich weiß nicht, bei welchem Namen. Du bliebst stehen. Wandtest den Kopf. Du warst es! Mit ganz staubiger Mütze. Du sahst mich an. Deine Augen! Augen von der Farbe der Oder – ein tiefes Blau, ein nebliges Grün vielleicht? Komm, zeig mir die Stadt, sagtest du. Auf meinem ganzen Körper saß plötzlich kalter Schweiß. Meine Lippen bebten. Warum jetzt? Warum gerade in diesen Unglückszeiten?

¹ Name einer Hauptverkehrsstraße im heutigen Herat. Einst verlief hier die historische Seidenstraße, die den Orient mit dem Okzident verband. (Anmerkungen von Zaheda und der Übersetzerin)

Das hörtest du nicht. Du nahmst meine Hand und zogst mich mit dir. Schon hallten deine Schritte in den gepflasterten Gassen und Gängen wider. Meine Füße aber wollten nicht. Die Zitadelle, ich möchte die Zitadelle sehen, sagtest du.² Mir schnürte es jäh die Kehle zu. Selbst im Traum schien mir bewusst zu sein, dass es für mich keinen Zutritt zu dem stolzen Bollwerk gibt. Ich lief dir nach bis vor das Tor. Und da standest du, direkt vor dem Eingangstor der Zitadelle. Ich blieb stehen. Die Holztore des Vierbogenbaus öffneten sich. Ich trat einen Schritt zurück, du einen vor, hinein in den Zitadellenhof. Hinter dir schlossen sich die Tore wieder. Du auf der einen Seite, ich auf der anderen. Von hier draußen konnte ich den Klang deiner Schritte auf dem gepflasterten Boden der Zitadelle hören, hörte dich die breiten Gänge und kleinen Korridore durchqueren, die Treppen der Türme und Wallanlagen hinaufsteigen bis hoch auf den Festungswall. Dort oben spielte dir der Wind im Mantelsaum, so wie er mir immer im Kleidersaum gespielt, sich in den Stofffalten gewunden hatte, um dann durch die Stadt mit ihren Bewohnern und Basaren, der Kherqa³, den Moscheen und kleinen Läden zu fegen ...

Dann hallten im Traum unsere Schritte erneut von den gepflasterten Gassen und Gängen der Altstadt wider. Durch schmale, dunkle Passagen erreichten wir den

2 Die Zitadelle von Herat ist eine mehr als 2.500 Jahre alte Festung, die in der Geschichte der Stadt das Machtzentrum verschiedener Imperien gewesen ist.

3 Die Kherqa Mubarak Moschee nahe der alten Zitadelle in Herat ist ein Heiligtum, das mit Sufismus und Mystizismus assoziiert ist. Einige Moscheen enthalten Reliquien, die dem Propheten Mohammad zugeschrieben werden, darunter u. a. Stoffstücke aus dessen *Kherqa* (dt. Mantel; in lat. Buchstaben auch *Kirka* oder *Hurka*).

Tschahar Suq⁴. Die Gasse der Kupferschmiede. Dang, Dang gingen die Hämmer auf Töpfe und Kupfergeschirr nieder, das Blut rauschte mir in den Adern. Wir zogen weiter in Richtung Freitagsmoschee. Aus der Ferne schon eilte mein Blick zu den Minaretten hinauf. Der Ruf zum Gebet ging mir durch Mark und Bein. Wie sehnte ich mich danach, ihre Galerien, Rundbögen und Säulengänge wiederzusehen und die türkisenen und azurblauen Fliesen zu berühren! Ich wollte weiter, aber eine Kraft hielt mich zurück. Du gingst hinein, mit ausgreifenden Schritten. Ich schaute dir nach. Im Hof bleibst du stehen, drehst dich um deine eigene Achse. Die Galerien wirbelten um dich herum. Die Stimme des Muezzins erhob sich aus dem Inneren der azurblau gefliesten Wände, stieg empor, erfüllte die Luft und erstarb. Und dann noch ein Ruf, nicht der des Muezzins, sondern: Trauben! Große, reife Laal-Trauben!

Mit seinem Esel an der Seite drehte der Mann eine Runde und rief seine Ware aus. Und jäh war ich wieder Kind. Einen Rucksack auf den Schultern lief ich im üppigen Schatten der hohen Pinien die Musallah-Straße⁵ entlang und summte kaum vernehmbar ein Lied vor mich hin. Du warst immer noch du, dieselbe Statur, dieselben Eigenschaften. Dein Blick war auf die Minarette gerichtet, in deren gesprungenen Fliesen der Wind sich wand und pff. Du schautest noch immer hinauf, als der Wind eine der Fliesen zum Tanzen brachte und sie vor deinen Füßen auf dem Staub des

4 Ein großer Basar und das Handelszentrum in der Altstadt von Herat. Vier historische Basare treffen hier aufeinander, daher der Name *Tschahar Suq* (dt. vier Basare).

5 Eine historische Straße in Herat, die auf eine Moschee und den zentralen Gebetsplatz (Musallah) hinausläuft, der früher das Zentrum des sozialen und religiösen Lebens der Stadt war.

Gebetsplatzes in tausend Stücke springen ließ. Tausend Stücke Türkis, versprengt auf der Erde des Musallah-Komplexes! Du nahmst ein Stück an dich. Als hätte Kamaluddin Behzad⁶ höchstpersönlich sein Schilfrohr in die Tinte getaucht und diese türkisfarbenen Blumen auf die Fliese gemalt, riefst du verblüfft. Ich war am Tor zum Frauengarten⁷ angekommen. Die Hand auf der Brust, der Kuppel und dem Portal des Mausoleums von Königin Gauhar-Schad zugewandt, rief ich laut, so laut, dass es alle Vögel im Garten hörten: Guten Morgen, verehrte Königin!

Ich blinzelte. Der Morgen war da. Du warst fort! Aber auf dem Monitor über meinem Kopf leuchtete in einem minimierten Fenster noch immer dein Brief.

Wie ich meine Tage verbringe, möchtest du wissen. Weißt du, sobald ich morgens die Augen öffne, wandern sie hin und her auf der Suche nach einer Spur oder einem Anzeichen, nach irgendeinem Spalt, der Hoffnung verspricht. Aber es sind kaum Sekunden vergangen, da schließe ich sie schon wieder, will in die Welt meiner Träume zurückkehren. In der Hoffnung, dass sich der Schrecken des Wachzustands als Albtraum entpuppt und ich, wenn ich die Augen wieder öffne, in einer anderen Zeit aufwache, in einer anderen Epoche, im 9. Jahrhundert islamischer Zeitrechnung⁸

6 Kamaluddin Behzad (1455/1460–1535) war der bekannteste Künstler aus der Malerschule von Herat zur Zeit der Timuriden-dynastie (1370–1507).

7 Ein Gelände, das früher Teil des Musallah-Komplexes war und eine Koranschule, eine Moschee sowie das Mausoleum der Königin Gauhar-Schad umfasste. Heute stehen davon im sogenannten Frauengarten nur noch das Mausoleum und fünf Minarette. Gauhar-Schad war die Ehefrau von Schah Roch, dem Sohn Timurs, und eine einflussreiche Persönlichkeit in politischen, kulturellen und religiösen Belangen während der Timuridendynastie.

8 14. bis 15. Jahrhundert n. Chr.

vielleicht, zu Lebzeiten Schah Rochs⁹ oder Sultan Husain Baikaras¹⁰, und wenn's auch nur in der Gestalt des geringsten Handlangers wäre, in der Malerwerkstatt des unvergleichlichen Kamaluddin Behzad vielleicht ... aber es nützt ja nichts!

Nach dem Aufstehen saß ich im Schneidersitz eine Weile zwischen all den geschriebenen und ungeschriebenen Seiten auf dem roten, traditionellen Teppich in der Mitte des Zimmers. Griff nach dem Stift. Legte ihn zurück auf das Papier. Sonst ein Wortozean, werde ich eine Wüste, sobald ich einen Stift in die Hand nehme, ausgedorrt in meinem Drang nach einem Ausdruck, einem Wort.

Ich habe die Vorhänge zur Seite gezogen und mich an das Fenster gestellt, das auf die Straße hinausgeht, lasse den Blick wandern durch das Dickicht aus Fahrzeugen auf beiden Spuren. Was ich sehen kann, wenn ich aus dem Fenster schaue, hast du gefragt. Jedes Mal, wenn ich aus dem Fenster schaue, versetzt es mich zurück an jenen Tag, den 21. August 2021. Immer wieder lande ich hier und verstumme. Meine Hände zittern, mein Herz! Vier Jahre, zwei Monate und ein paar Tage sind seither vergangen, und noch immer hat er mich nicht losgelassen, dieser Unglückstag!

Du Liebe! Wie soll ich dir sagen, wie er war, dieser Tag? Keine Wolke war am Himmel zu sehen, die Sonne schien. In meiner Erinnerung aber ist der Tag wolkenverhangen und wolkenverhangen wird er bleiben! Ich stand am Fenster und betrachtete die älteren Herrschaften, die wie eh und je an der Mauer der Moschee

9 Schah Roch (1377–1447) gilt als Begründer des Goldenen Zeitalters der Kultur und Wissenschaft im Timuridenreich.

10 Sultan Husain Baikara (1449–1506) war ein Enkel Timurs und der letzte große Herrscher des Timuridenreichs.

lehnten und gemächlich an ihrem Grüntee nippten, den Blick auf etwas gegenüber gerichtet. Einen Panzer, der jenseits der Sicherheitszone Stellung bezogen hatte und Qualm in den Himmel ausstieß. Ein weiterer Panzer rollte heran, rollte wieder zurück, feuerte dann los auf ein unbekanntes Ziel. Ein Mann kam aus der Pufferzone auf unsere Seite, das Gewehr geschultert, die Kleidung ganz feucht von dem Schweiß, der ihm von Kopf und Gesicht strömte. Er hob die Hand zum Gruß, als er die Herren passierte. Einer von ihnen gab ein Nicken zur Antwort. Ein anderer war gerade dabei, die Spitzen seines Schnurrbarts mit einer Schere zu trimmen. Ohne den Blick von dem Taschenspiegel in seiner Hand zu heben, fragte er: Wie weit sind sie gekommen?

Der Mann ging weiter, ohne zu antworten. Auf der anderen Straßenseite angekommen, drehte er sich um und schaute noch einmal zurück. Es waren auch Kinder an der Straße an jenem Tag. Am Ausgang der Gasse gegenüber standen sie dicht aneinandergedrängt und reckten die Häse.

Los, ab nach Hause mit euch, Hundebrut! Der Ruf des Mannes hallte in der leeren Straße wider.

Die Kinder stürmten zurück in die Gasse, kehrten aber schon bald eines nach dem anderen zurück an ihren Platz. An einem Fenster im zweiten Stock des Hauses auf der anderen Straßenseite zog ein Mann die Vorhänge ein Stück zurück und schaute auf die Straße hinunter. Ein kleines Kind von etwa zwei, drei Jahren kam aus dem Nachbarhaus gelaufen. Kurz darauf rannte panisch eine Frau ohne Tschador auf die Straße, schnappte sich das Kind und brachte es zurück ins Haus. Ich griff nach meinem Handy. Auf Twitter ein Post: Mein Herat! Mögest du verschont

bleiben ...! Mein Herz pochte. Seit zwei Wochen war die Stadt abgeschnitten und schwelte in der Hitze des Widerstands. Der Krieg kam so still und leise. Als wir die Augen schließlich öffneten, fielen die feindlichen Schatten bereits in unsere Nachbarschaft und die Patronenhülsen auf die Dächer unserer Häuser. Voller Entsetzen kauerten wir in unseren Häusern, während das Gewehrfeuer immer näherkam. Den Tag verbrachten wir in zermürendem Warten. Warten auf militärische Unterstützung aus dem Zentrum, die nicht kam! Auf Befehle an die Armee, die nicht ergingen! Die Nacht durchwachten wir im Albtraum des Kugelhagels. Hinter den Häuserwänden sangen die Frauen ihre Kinder in die Stille und die Männer zogen am Fenster immer wieder den Vorhang ein Stück zur Seite, um auf die Straße zu schauen. Die Gassen waren jetzt menschenleer, kein Laut, keine Spur des Lebens mehr.

Da!

Ich hob den Kopf, schaute vom Handy in meiner Hand auf in die Richtung, in die der kleine Junge auf der anderen Seite der Straße gezeigt hatte. Einen Moment später sah ich ihre Schatten zwischen den hohen Pinien, dann glitten sie hinter den Panzern hervor. Und da waren sie, liefen an den Panzern vorüber, durch den Sicherheitsring und in unsere Richtung. Man konnte sie an einer Hand abzählen, in Sandalen, den Stoff hochgekrempt bis zu den Knöcheln, die Waffen geschultert. Ohne einen Blick, ohne ein Wort und ohne jedes Zögern gingen sie an den Herren vorüber, die ihrerseits stumm den Blick auf sie gerichtet hielten. Als sähen sie die alten Männer nicht, als existierten sie gar nicht. Aus einer anliegenden Gasse, aus dem Schutz eines dunklen Winkels, kam eine zweite Division. Als sie aufeinandertrafen, breiteten die Männer die Arme

aus und herzten sich. Es lebe das Islamische Emirat!, rief einer von ihnen aus. Der Schall seines Rufs brach sich in der Straße und hallte in ihr wider. Das Zittern kroch mir durch den ganzen Körper und meine Beine wurden kraftlos.

Liebes! Manchmal überkommt mich die Sehnsucht nach der Stadt. Dann wünschte ich, ich könnte mich einmal wieder an ihr sattsehen, könnte sie sehen, wie sie einst gewesen ist. Gasse für Gasse, mit ihren Mauern, die nach Lehm und Stroh duften, wenn der Regen sie trifft. Ich will die Stadt in mich aufnehmen, mit all ihren Erinnerungen: Der Duft warmen, frischen Brotes, das Geschrei der Händler, der Trubel um die kleinen Straßenauslagen und das Durcheinander der Leute ... Aber sobald ich das Haus verlasse, bleibt mein Blick an den weißen Fahnen hängen, die die Schultern der Häuser hinaufgekrochen sind. Der Wind passiert die Fahnen, wirbelt Staub vom Boden auf und weht ihn mir ins Gesicht und ich will weinen um mein gebrochenes, verwüstetes Herat – und um mich selbst. Dass ich zu Fuß den ganzen Weg bis an die Zitadelle laufe, dort mein Gesicht an das Gitter drücke und ein Talibansoldat mir mit seinem Gewehr zu verstehen gibt: Steh hier nicht rum!, sobald ich einen Blick hineinwerfen will. Steh hier nicht rum vor der Zitadelle! Steh hier nicht rum vor der Kherqa oder der Freitagsmosche! Steh hier nicht rum vor dem Frauengarten ... vor der Universität, der Schule, dem Park! Wohin soll ich gehen? Wo darf ich stehen? Meine ganze Substanz ist doch aus dem hiesigen Wasser und Lehm gemacht...

Du hast die Welt der Literatur angesprochen. Ich glaube, was ich aus dieser Welt mitgenommen habe, ist, dass wir auch in Gesellschaft, und seien da Tausende um uns herum, allein bleiben. Ich habe Márquez

gelesen, Morrison, Duras, Salinger, Böll, Fredrik Backman, Lee und Hunderte andere, aber wirklich vernarrt bin ich in Vargas Llosa, in sein magisches Werk! Ich habe so viel gelesen, dass mir die Worte fehlen.

Liebe Judith!

Irgendwo habe ich gelesen, du seist die Meisterin der Stille und des Unausgesprochenen. Ich würde gern mehr von dir lesen! „Sonja“ war das einzige Werk, das ich von dir finden und lesen konnte. Meine Liebe! Wenn diese Unglücksjahre hinter uns liegen und du einmal herkommen solltest, komm im Frühjahr, damit ich dich mit in die Schaidaji-Gärten¹¹ nehmen kann, in die Weingärten, an den rauschenden Harirud, zu den warmen Quellen in Obe. Dann serviere ich dir grünen Tee und dazu Noghl und Schirpira¹². Lass bloß ... lass bloß diese Unglückszeit erst vorüber sein.

Judith! Meine Liebe! Sag du's mir ... werden sie je ein Ende haben, diese Unglücksjahre? Wird da irgendwann ein kleines Türchen sein, das sich der Hoffnung öffnet? Werden wir uns wieder aufrichten können? Wie der Phönix aus seiner Asche?

Ganz herzlich, meine Liebe!

Zaheda

11 Große, üppige Gärten im Nordosten Herats.

12 Beliebte Herater Süßigkeiten.

Bis wir zusammen herum- stehen können, wo wir wollen

Liebe Zaheda,

dein Brief ist in meinem Mailpostfach angekommen. Ich habe ihn ausgedruckt, in einen Umschlag getan, den Umschlag an mich selbst adressiert in einer Schrift, von der ich mir vorstelle, es könne deine sein. Ich habe eine Briefmarke in die obere rechte Ecke gezeichnet, auf der ein Eselchen zu sehen ist und eine Pinie. Ich habe den Umschlag mit einem blauen Luftpostaufkleber versehen und einen Tag lang in meiner Manteltasche mit mir herumgetragen, bis er ein wenig zerknittert, staubig, weitgereist und sprichwörtlich mitgenommen ausgesehen hat, dann habe ich ihn in meinen Briefkasten gelegt und gewartet.

Achtzehn Tage lang?

Zwanzig.

Wie lange dauert Post aus Afghanistan. Es hat geregnet, geschneit, geregnet und geschneit, der Wind hat die letzten Blätter von den Bäumen geholt. Die Sonne

hat geschienen. Der Mond hat ab-, dann wieder zugenommen. In meinem Briefkasten lag eines Tages Post aus Herat. Du hast geschrieben! Ich habe deinen Brief mit ins Haus genommen, mich an meinen Schreibtisch gesetzt, ihn geöffnet und gelesen.

Liebe Zaheda.

Du hast geträumt, ich wäre in Herat gewesen. Du hast mir einen grauen, knielangen Mantel zugeschrieben, eine staubige Mütze und einen ausgreifenden Schritt, du hast mir Mut zugeschrieben, du hast mich in die Zitadelle hinein und bis auf den Festungswall gehen lassen, ich sehe eine Judith, die ich sein könnte, in deiner Welt. Natürlich träume ich, du wärest hier. Ich sehe dich in der Mitte meines Zimmers stehen, groß und aufrecht, ein Schilfrohr wie eine Feder in der rechten, ein Tintenfass in der linken Hand, du tauchst das Schilfrohr in die Tinte und schreibst in die Luft hinein, als wäre die Luft Papier. Alles, was du schreibst, kann ich sehen. Schwebende Zitadellen, Minarette, Basare, Azur und Kupfer, Silber und Türkis, ich kann hören, was du schreibst, ich höre den Ruf des Mannes mit dem Esel, ich höre den Muezzin. Mein stilles leeres Zimmer ist nicht mehr still noch leer. Es sind kleine Panzer in diesem Zimmer, kleine Männer in Sandalen, mit geschulterten Waffen. Wie klein sie sind. Ich habe deinen Brief gelesen und ich habe verstanden, dass diese Männer Riesen sind, aber indem du sie schreibst, verwandeln sie sich, sie werden winzig. Ihre Umarmungen sind vergeblich. Sie krabbeln davon. Sie zerfallen.

Weißt du, dass du sie verwandelst?

Ich habe mein Tagebuch aus dem Jahr 2021 gesucht und gefunden. Am 21. August 2021 war Neumond, ein

Samstag, an dem die Sonne um 8:18 auf- und um 20:30 wieder untergegangen ist. Offenbar ein kalter Sommer, ich habe *Regen und Sturm* notiert und *Licht wie unter Wasser*. Im Sommer gehe ich jeden Tag schwimmen. Auch an diesem 21. August bin ich schwimmen gegangen, ich bin aufs Rad gestiegen und ans Meer gefahren, zwei Kilometer, an den Feldern entlang, durch das Dorf hindurch, über den Deich hinweg bis zum Hafen. Im Hafen gibt es ein Becken, das in meiner Kindheit eine bewachte Badestelle gewesen, heute verlassen ist. Es gehen nur noch wenige Leute dort baden, meist Einheimische, früher gab es ein Sprungbrett und einen Steg, von dem aus man ins Wasser springen konnte; das Sprungbrett ist verrottet, der Steg verschwunden, jemand hat als Ersatz eine abgesägte Aluminiumleiter an die Kaimauer gekettet, deren Sprossen glitschig sind, voller Tang und Seepocken. Am 21. August 2021 schreibe ich *Das Provisorium dieser Aluleiter ist deprimierend*. Ich schreibe *Aber wenn ich im Wasser bin, bin ich dankbar und ohne eine Frage*.

Ich notiere auch ein gewisses Unglück. Warten auf Entscheidungen von anderen. Unruhe. In diesem Sommer 2021 bin ich offenbar sehr mit mir selbst beschäftigt. Es gibt nichts, was mich davon abhalten würde, mich mit mir selbst zu beschäftigen.

Liebe Zaheda. Du fragst mich, ob die Unglücksjahre ein Ende haben werden, ob es eine Tür gibt, die sich der Hoffnung öffnen wird. Ich möchte dir schreiben, dass die Unglücksjahre ein Ende haben und dass sich nicht nur Türen, sondern Tore öffnen werden. Aber das schreibe ich, weil ich es glauben will, nicht, weil ich es weiß. Die Gleichzeitigkeit der Ereignisse – mein verregener Sommertag, dein Tag im August, an dem deine

Stadt überwältigt und eingenommen, an dem du mit deiner Stadt und deinem ganzen Land zusammen gefangen genommen worden bist – die Gleichzeitigkeit der Ereignisse ist nicht zu verstehen. Du hast am Fenster gestanden und auf deine Straße hinunter gesehen mit einem, wie du schreibst, zitternden Herzen, mit kraftlosen Beinen. Ich habe eine abgesägte Leiter deprimierend gefunden, bin sie hinabgeklettert und in kaltes, brackiges Wasser getaucht, ich bin geschwommen, das Wasser hat mich getragen, ich bin anscheinend auf eine traurige Art glücklich gewesen. Was hat das zu bedeuten? Es hat entsetzlicherweise nicht das Geringste zu bedeuten, aber auf der Suche nach Antworten auf Fragen, die nicht zu beantworten sind, greifen wir nach allem, was sich zeigt, so machen wir das, oder. Ich habe diesen meinen Sommertag vergessen. Ich hatte ihn vergessen, aber weil du mir geschrieben hast, habe ich mein Tagebuch gesucht, gefunden, darin gelesen, diesen Tag wiedergefunden, der aus meinem Leben gefallen, verschwunden gewesen war. Du hast den 21. August 2021 bis heute nicht vergessen und wirst ihn nie vergessen. So schrecklich dieses Nichtvergessen ist – es bedeutet etwas, oder. Aber was. Was bedeutet das.

Meine liebe Zaheda. Ich schreibe dir und ich denke an dich am frühen Morgen im Dezember. Blaue Stunde, das Licht vor meinem Fenster ist blau, wenn die Sonne aufgegangen ist, wird es grau sein, alle Schattierungen von Grau über diesem Land, es ist kalt, dein Brief liegt auf meinem Schreibtisch, es ist beinahe zu einfach, aber es ist, wie es ist: dein Brief ist voller Farben und er ist warm. Bei aller Trauer – ich danke dir für deinen Brief.

Zaheda. Ich kann dich in dieser blauen Stunde so deutlich vor mir sehen, kein Traum, keine Vision. Da bist du und du stehst in einem Ozean aus Worten. Du hast mir auf dem Gebetsplatz in Herat eine kleine türkise Scherbe in die Tasche meines Mantels gesteckt, auf die ich achtgeben werde, bis wir uns wiedersehen können. Bis wir zusammen herumstehen können, wo wir wollen.

Die Unglücksjahre werden aufhören.
Deine Judith

Brief 4

Zaheda an Judith Hermann, Herat, Dezember 2025

Ich glaube daran, dass die Unglücksjahre aufhören werden, aber was ist mit den Narben, die bleiben?

Aus dem afghanischen Persisch von Bianca Gackstatter

Meine Liebe,
heute ist *Schab-e Cheleh*¹ und gemäß dem tausend Jahre alten Brauch unserer Vorfahren sitzen wir um den Korsi², ziehen die Decke hoch bis zu unseren Schultern und saugen die Wärme bis ins Mark unserer Knochen auf. Wir trinken Tee und schlagen das Orakel des Hafiz auf, knabbern Sonnenblumenkerne und erzählen Geschichten. Wir lösen gemeinsam Granatäpfelkerne aus und weben Erinnerungen. Alle sind wir zusammengekommen. Es gibt Äpfel, Granatäpfel, Poesie und Geschichten. Jemand schlägt die Daira³. Jemand anderes singt, fröhlich und herzergreifend:

-
- 1 Wintersonnenwende (Anmerkungen von Zaheda und der Übersetzerin)
 - 2 Niedriger Tisch mit Wärmequelle darunter, von einer oder mehreren großen Decken bedeckt, um den die Menschen im Winter zu besonderen Anlässen zusammensitzen (Anmerkungen von Zaheda und der Übersetzerin)
 - 3 Rahmentrommel (Anmerkungen von Zaheda und der Übersetzerin)

„Zum Viertel der Steinmetze ...
zwei flatternde, wehende Haarsträhnen ...
du hast mich ganz verwirrt.“

Die Jüngeren klatschen im Takt. Die Kinder tanzen und der Fernseher läuft. BBC Persian zeigt eine Nahaufnahme des Blumenmarktes von Herat. Die *Cheleh*-Dekorationen erstrahlen in Rot und Grün in den Schaufenstern der Läden. Die Menschen bleiben stehen, um sie zu betrachten. Die Händler und Ladenbesitzer haben sich betrübt und niedergeschlagen in einer Ecke versammelt. Ihre Augen sind auf einen Mann mit dickem Bauch gerichtet, der die Treppe herunterkommt. Er verschließt die Gittertüren des Blumenmarktes, verriegelt das Tor mit einem großen Schloss und versieht es mit Wachs und Siegel. Ich wende mich vom Fernseher ab. Der Duft von Kichiri⁴ mit Gusht-e Land⁵ durchzieht das Haus. Das gerahmte Bild einer Wassermelone wandert durch die verschiedenen Hände. Doch als es bei mir ankommt, fällt der Strom aus. Das Haus ist erfüllt von Stille und Dunkelheit. Meine Mutter räuchert Schwefel, Kerzen werden angezündet. Die Kinder kriechen unter den Korsi, die Ohren auf die Tante gerichtet. Die Tante erzählt von früher. Von *Cheleh*-Nächten, als hinter der Türe menschenhoch der Schnee fiel. Inmitten der Dunkelheit und der Stille während des Stromausfalls nehme ich mein Handy. Als ich es einschalte, fällt mein Blick auf deinen Brief. Ich lese ihn wieder und wieder und wünsche mir plötzlich, du wärst hier, mir gegenüber am Korsi. In dieser

4 Reisgericht aus gedämpftem Reis, Mungbohnen, Zwiebeln und Gewürzen, typisch für Herat (Anmerkungen von Zaheda und der Übersetzerin)

5 Trockenfleisch (Anmerkungen von Zaheda und der Übersetzerin)

längsten Nacht des Jahres. Ich sehe dich hinter dem Dampf einer Teeschale eine Geschichte vorlesen. Vielleicht eine von dir ... oder von einem Traum, den du hattest. Den, in dem du mich mit Schilfrohr und Tintenfass gesehen hast. Aber du bist nicht da! Und ich sehne mich nach einer *Cheleh*-Nacht in deiner Anwesenheit, mit ein wenig Poesie, ein paar Geschichten. Und nach einem Erinnerungsmoment, der ganz langsam in meinem Körper zum Leben erwacht und in meiner Seele ein Zuhause findet. Oder nach einer Feier wie den *Cheleh*-Zusammenkünften des Herater Literaturvereins in nicht allzu ferner Vergangenheit. Wann war eigentlich die letzte Literaturveranstaltung, die ich besucht habe? Letztes Jahr? Vorletztes Jahr? Die letzte war, glaube ich, eine Gedenkveranstaltung für einen verstorbenen Schriftsteller. Die Handvoll Literat*innen, die noch in der Stadt waren, sind alle gekommen. Männer, deren Gesichter hinter langen, dichten Bärten verschwanden. Frauen, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet. Aber alle freuten sich, einander wiederzusehen, sich kurz zu begrüßen, über das Aufblitzen eines vertrauten Blicks, sich aus der Ferne zuzunicken. Die Männer saßen in der vorderen Reihe, die Frauen dahinter. Noch bevor die Versammlung begonnen hatte, ging ein Raunen durch die Gesellschaft. Wir hörten, dass der Leiter des Informations- und Kulturministeriums gekommen war. Ihm zu Ehren erhoben sich alle. Ein Mann mit langem Bart und schwarzem Turban, umgeben von bewaffneten Leibwächtern. Als er eintrat, fiel ein Vorhang zwischen die Anwesenden. Die Reihen der Männer und der Frauen wurden voneinander getrennt. Die Versammlung teilte sich in zwei Hälften. Die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite. Die Frauen hörten nur die Stimmen und sahen nur

die Schatten, die sich hinter dem Vorhang bewegten. Judith! Du bist nicht hier in dieser *Cheleh*-Nacht. Aber dein Brief ist es. Aus dem Herzen jenes kalten Landes ist er bis ins fiebernde und kranke Herat gekommen, um zu fragen, wie lange man unterwegs sein müsse, um zu mir zu gelangen. Du Liebe! Hier wählen die Briefe selbst ihre Zeit. Vor vielen Jahren blieben die Briefe aus Herat noch monatelang unterwegs, um ihren Weg zu finden. Deine Frage versetzte mich zurück in jene Jahre, ins Exil, in den Iran, nach Kaschan, zu dem Tag, an dem ein Brief aus Herat eintraf und den Duft der von Bäumen und Gärten gesäumten Gassen Herats mit sich brachte. Den Duft von Weinreben und aufgesprungenen Granatäpfeln. Bevor meine Mutter den Briefumschlag öffnete, hielt sie ihn sich vor die Augen, als wollte sie durch das Papier nach Herat gelangen.

Das Klimpern der Schellen um die Daira erregt meine Aufmerksamkeit. Jemand schlägt sie im Takt. Meine Mutter sagt: „Leise, nicht dass der Klang bis auf die Straße dringt und sie mal wieder vor unserer Tür stehen.“ Die Tante sagt: „Lass sie doch fröhlich sein. Gott weiß, wie die *Cheleh*-Nächte nach diesem Treffen und dieser Fröhlichkeit ...“ und schluckt den restlichen Satz runter. Ich gehe ins Zimmer und lese noch mal, dass du geschrieben hast, dass alle Worte meines Briefes in deinem Zimmer zum Leben erwacht sind und dein stilles leeres Zimmer mit Klängen und Bildern gefüllt haben. Du hattest von jenen Riesen und Panzern erzählt, die durch das Schreiben klein und unbedeutend geworden sind. Du Liebe! Ich glaube an die Macht der Worte. Daran, dass sie die Welt zerschlagen, verändern und neu erschaffen können. Ach, könnte man das doch auch jenseits der Worte mit diesen Riesen tun! Dann,

wenn Frauen ohne Burka und Gesichtsschleier keinen Zugang zu medizinischen Einrichtungen haben. Dann, wenn die Sprechzeiten in staatlichen Behörden in gerade und ungerade Einheiten aufgeteilt sind und die ungeraden den Frauen zugewiesen werden. Dann, wenn an Zimmertüren steht: „Frauen ohne Gesichtsschleier können wir leider keine Dienstleistungen anbieten.“ Und du gezwungen bist, deinen Schal von den Schultern zu nehmen und dein Gesicht damit zu verdecken, wie ein Dieb, so dass nur noch deine Augen zu sehen sind und du erschrickst, wenn du dich irgendwo im Spiegel siehst ... Ach, wäre es doch möglich, jene Momente genauso klein zu machen, wie man es mit Sprache und Worten kann!

Du Liebe! Du sagtest, dass du im Sommer jeden Tag ans Meer zum Schwimmen gehst. Du hast mich mitgenommen in den Sommer des letzten Jahres, zum Fluss Hari Rud, der reißend und mit sehr viel Wasser dahinfließt. Männer und Kinder standen bis zur Hüfte im Wasser. Die Frauen standen in einiger Entfernung und beobachteten sie. Eine Frau trat vor, ihr Kind an der Hand. Das Kind watete ins Wasser. Die Frau folgte ihm, bis sie knietief im Wasser stand. Plötzlich ertönte das Knattern eines Motorrads, nicht laut, nicht weit weg. Es hielt am Flussufer. Zwei „Weißgekleidete“ der Sittenpolizei sprangen herab, zwei Männer mit langen Bärten und wie Gedärme um den Kopf gewickelten Turbanen. Ihr Geschrei drang bis in den Fluss und hallte von dort zurück. Alle Blicke waren auf die Frau gerichtet. Die Frau schaute sich verängstigt um. Das Wasser schlug gegen ihre Knie. Ein Mann löste sich aus der Gruppe der Badenden und eilte zu ihr. Er nahm das Kind auf den Arm und rannte aus dem Wasser. Die erschrockene Frau hastete ihm hinterher. Die Peitsche

schwung nach oben, zerriss die Luft und landete auf dem Rücken des Mannes.

Du Ehrloser!

Das Kreischen eines Autoreifens auf der Straße zieht mich ans Fenster. Ich stehe hinter dem Fenster und richte meine Augen auf die Schwärze der Nacht und die Lichter, die in der Ferne flackern. Ich denke an das blaue Licht vor deinem Fenster, das mit dem Aufgehen der Sonne grau werden wird.

Judith! Ich bin froh, dass mein Brief mit all seiner Schlichtheit, seiner Traurigkeit und seinem kleinen Funken Wärme mit dir im Einklang geatmet hat. Und jenes Stück Zinnober, ja, jenes Stück Zinnober ist eine Spur von mir, aus der Erde von Herat in deine Manteltasche, um dich daran zu erinnern, dass auf dieser Seite der Welt jemand an dich denkt.

Sie rufen nach mir. Sie sagen: „Wir wünschen uns so sehr, dass du uns etwas von dir vorliest!“ Ich ziehe ein Blatt aus meinen beschriebenen und unbeschriebenen Blättern und kehre in die Runde zurück. Sie bitten: „Lies eine deiner Geschichten vor.“ Ich stehe vor ihnen. Im Kerzenschein sind alle Augen auf meinen Mund gerichtet und warten darauf, dass ich meine Lippen öffne.

Der Strom funktioniert wieder. Ich hebe den Kopf. Die Blicke ruhen immer noch auf meinem Mund. Als wollten sie sagen: „Lies! Lies endlich!“ Und meine Augen gleiten von den Blicken zu dem weißen Papier in meiner Hand. Meine Liebe! Du hast gesagt, dass diese Unglücksjahre und -monate aufhören werden. Ich glaube daran, dass sie aufhören werden, aber was ist mit den Narben, die bleiben?

Leb wohl, Judith!

Deine Zaheda

Atefe Asadi

ist eine Autorin, Übersetzerin und Songwriterin aus Teheran, Iran. Sie schreibt über die sozialen, politischen und religiösen Themen der iranischen Gesellschaft, einschließlich Sexualität und Frauenrechte. In ihrer Heimat stand sie unter großem politischen Druck und musste 2022 ihre Social-Media-Accounts schließen. Im Dezember 2022 erhielt Atefe Asadi das Hannah-Arendt-Stipendium und lebt seither als ICORN-Resident in Hannover.

Awadalla

in Ägypten geboren, ist Autor*, Historiker* und transdisziplinärer Künstler*. Awadalla untersucht, wie sich Geschichten überschneiden und Narrative entstehen, wie sich Macht in Formen des Erinnerns und Vergessens einschreibt. Das Werk umfasst Text, Performance und visuelles Erzählen. Awadallas dokumentarischer Kurzfilm *Queer Exile* (2024) wurde 2025 für den FIRST STEPS Award nominiert.

Ahmed Awny

geboren in Kairo, Ägypten, ist Autor und Lektor. Nach einem Maschinenbau-Studium studierte er Creative Writing an der Amerikanischen Universität von Kairo sowie Drehbuch in Marokko. Er war Writer in Residence an der Cité Internationale des Arts in Paris und Teilnehmer am Internationalen Literaturdialog, einer Initiative des Auswärtigen Amtes Österreich. Heute lebt Ahmed Awny in Berlin.

Tamanna Easar

ist eine afghanische Autorin. Sie lebt im englischen Exil. Aus Sicherheitsgründen veröffentlichen wir keine biografischen Details.

Judith Hermann

1970 in Berlin geboren, zählt zu den bedeutendsten deutschen Autor*innen der Gegenwart. Mit ihrem Debüt *Sommerhaus, später* (1998) gelang ihr auf Anhieb der literarische Durchbruch. Seitdem veröffentlichte sie zahlreiche gefeierte Erzählbände und Romane. Für ihr Werk erhielt sie viele Auszeichnungen wie den Kleist-Preis, den Friedrich-Hölderlin-Preis und den Wilhelm-Raabe-Literaturpreis.

Yael Inokai

geboren in Basel, Schweiz, lebt als freie Autorin in Berlin. Von ihr erschienen zuletzt die Romane *Mahlstrom* (2017) und *Ein simpler Eingriff* (2022). Ihr Werk wurde mit dem Clemens-Brentano-Preis und dem Anna Seghers-Preis ausgezeichnet und ist in sieben Sprachen übersetzt.

Asma Kready

in Syrien geboren, studierte Jura an der Universität von Damaskus. 2021 veröffentlichte sie ihren ersten Gedichtband *Ein Wartezimmer in der psychiatrischen Klinik* (Mosaic Publishing House). Der Band wurde mit dem Preis des syrischen Schriftstellerverbands ausgezeichnet. Daneben publiziert sie auf verschiedenen literarischen Webseiten. 2023 verließ Asma Kready Syrien und lebt heute in Kassel.

Mazda Mehrgan

geboren in Kabul, begann parallel zu ihrem Studium der Medizintechnik und Arbeit bei der Einwohnermeldebehörde zu schreiben. Sie wurde zu zwei afghanischen Literaturfestivals eingeladen und 2023 beim Londoner Jaleh Esfahani-Poetry Festival für junge Dichter*innen aus dem persischsprachigen Raum ausgezeichnet. Nach der Machtübernahme der Taliban verließ sie 2023 das Land und lebt heute in Bad Driburg.

Francesca Melandri

geboren 1964, lebt in Rom und Berlin. Ihre Bücher wurden in mehr als fünfzehn Sprachen übersetzt und mit mehreren europäischen Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2025 mit dem Bruno-Kreisky-Preis.

Abdul Wahid Rafee

geboren in Qarabagh, Afghanistan, ist Autor und Menschenrechtsaktivist. 2002 gründete er die Zeitschrift *Nationale Einheit*, um marginalisierten Stimmen in seiner Heimat ein Forum zu geben. Seit 2006 hat er sechs Bücher mit Kurzgeschichten sowie ein Kinderbuch veröffentlicht. Für seine literarische Arbeit erhielt er unter anderem den Preis des schwedischen Akram Osman Literature Festival. Abdul Wahid Rafee lebt in Berlin.

Shamsia

ist eine afghanische Autorin. Aus Sicherheitsgründen veröffentlichen wir keine biografischen Details.

Mahtab Yaghma

geboren in Nischapur, Iran, ist Dichterin, Songwriterin und Frauenrechtsaktivistin. Sie veröffentlichte im Iran unter strenger staatlicher Kontrolle zwei Gedichtbände. Aufgrund der Zensurerfahrungen teilt sie ihre Texte seit 2017 nur noch in den Sozialen Medien. 2019 half sie, Proteste im Iran mitzuorganisieren, 2020 emigrierte sie in die Türkei, 2024 nach Deutschland.

Zaheda

ist eine afghanische Autorin. Aus Sicherheitsgründen veröffentlichen wir keine biografischen Details.

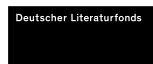
Impressum

Texte des Jahres 2025, Januar 2026

Gesamtleitung: Annika Reich
Künstlerische Leitung: Nicol Ljubić
Leitung Kommunikation: Patrick Kennedy
Textredaktion: Christiane Kühl,
Frauke Meyer-Gosau, Mirjam Wittig
Lektorat/Korrektorat: Dagmar Deuring
Grafische Gestaltung: Daniela Burger

Herausgeberinnen:
WIR MACHEN DAS/wearedoingit e.V.
Neue Promenade 6, 10178 Berlin
Vorstand: Teresa Koloma Beck, Priya Basil
Geschäftsführung: Sophie Boitel

Dieses Buch entstand im Rahmen des Projektes *Weiter Schreiben*, ein Programm für Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten, gefördert durch die Crespo Foundation, den Deutschen Literaturfonds, die Stiftung Preußische Seehandlung, die C.H. Beck Kulturstiftung, die Fondation Jan Michalski, die KfW Stiftung und den Weiter Schreiben Freundeskreis.



C.H.Beck Kulturstiftung

Fondation
Jan Michalski

KfW STIFTUNG

www.weiterschreiben.jetzt

**Weiter
Schreiben
.jetzt**

*Nun, jenen Brief, den ich dir nie geschrieben habe
Stumm last du ihn und bliest ihn durch das Fenster fort*
Mahtab Yaghma

Weiterschreiben in der Fremde, im Exil – darum geht es Autor*innen, die ihr Land verlassen mussten. Ihnen dafür den Raum zu schaffen, darum geht es *Weiter Schreiben*, dem Programm für Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten. So sind auch 2025 wieder einzigartige Gedichte, Prosa und Briefe entstanden. Sie handeln von Liebe und Entbehrung, von der Sehnsucht nach Rückkehr und der Bedeutung von Eis.

Zum ersten Mal erscheinen sie gesammelt als *Texte des Jahres* in einem Buch.